

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Dezember 2016

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinsitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

oder: www.studeo-info.de

INTERNETADMINISTRATOR: Dr. Alexander Röhreke

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten.

Mitgliedsbeitrag Einzelpersonen € 30, Ehepaare € 40

Vereinskonto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)

Postbank Hannover

IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08

BIC PBNKDEFF

Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, Überweisungen ebenfalls **nur in EURO** auszustellen und dabei die anfallenden Bankspesen zu berücksichtigen.

Auf Überweisungen, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv und die Bibliothek. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

HERAUSGEBER

Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION

Renate Jährling
Mitarbeit: Martina Bölck
Bildbearbeitung:

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten. Fotos ohne Quellenangabe stammen von dem jeweiligen Verfasser.

Titelbild – Die evangelische Christuskirche in Tsingtau/Qingdao, Foto in einem chinesischen Rahmen (Collage). – Foto: Zhang Zhirui, aus dem Bildband: European Charm of Qingdao, S. 28, Qingdao Publishing House (2003). Rahmen aus dem Nachlaß einer Chinadeutschen.

Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10
81679 München

STELLV. VORSITZENDE

Hilke Veth

SCHATZMEISTER

Helmut-Max Weiß

ARCHIV, SAMMELSTELLE,

REDAKTION

Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN

Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-

HAUS: VERWALTUNG

Dr. Ursula Fassnacht

NETZWERKARBEIT

Dekan Dr. Karl-Heinz Schell

SONDERAUFGABEN

Elke Meller

SONDERAUFGABEN

Dr. Siems Siemssen

Liebe Leserin, lieber Leser,

draußen ist es kalt und ungemütlich und die Tage werden immer kürzer. Die richtige Zeit, um in Erinnerungen und Fotokisten zu kramen und vielleicht bei einer Tasse Tee das eine oder andere zu zeigen und zu erzählen. „Wie unvollständig ist das Leben ohne das Wissen um die eigene Herkunft, Geschichte und Prägung. ... Aus diesem Grund nahm ich mir vor niederzuschreiben, was uns noch im Gedächtnis geblieben ist“, so Ursula Grunec am Anfang ihrer Familiengeschichte, in der sie uns bis nach Japan mitnimmt (S. 12). Den ersten Teil der Erinnerungen ihres Mannes, Hans Grunec, der in Niederländisch-Indien geboren wurde, finden Sie gleich danach (S. 16). Ebenfalls in Japan spielt der dritte und letzte Teil der Lebenserinnerungen von Erika Seele (S. 22). Aber auch China kommt nicht zu kurz: Der Beitrag über den Bergbauingenieur Fritz Klicker behandelt vor allem die Jahre unter den Kommunisten bis zur Ausreise 1952 (S. 31), während der Schmetterlingsforscher Hermann Höne die Repatriierung und seine ersten Eindrücke

im kriegszerstörten Deutschland beschreibt (S. 28). In der Lebensgeschichte von Rudolf Sterz gehen wir wieder zurück in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und währenddessen (S. 6). Sterz, Polizeiinspektor in chinesischen Diensten, beherrschte die Landessprache perfekt und erhielt für seine Verdienste sogar einen Orden von Kaiserin Cixi. Apropos Chinesisch: Vielleicht möchten Sie ja die kalte Jahreszeit nutzen, um Sprachkenntnisse zu erwerben oder aufzufrischen? In diesem Fall empfehlen wir Ihnen den Artikel „Chinesisch ist die leichteste Sprache“ (S. 35). Dort erfahren Sie, mit welchen Methoden man früher und heute an die Sache heranging. Wenn Sie noch Lektüre für die Feiertage suchen, dann haben wir für Sie wieder einige interessante Bücher zusammengestellt. Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Schmökern, schöne Festtage im Kreis lieber Menschen und kommen Sie gut ins neue Jahr!

Ihr Redaktionsteam

† *Und die Seele unbewacht
will in freien Flügen schweben,
um im Zauberkreis der Nacht
tief und tausendfach zu leben.*
Hermann Hesse



Dr. Wilhelm Matzat (1930-2016)

Brüder allein aufziehen mußte. In Tsingtau ging er zur Schule, wo er durch seine Gründlichkeit und seinen Wissensdurst auffiel. Früh sammelte er Tsingtau-Dokumente und biographische Daten von Tsingtaudeutschen. 1946 mußte er, fünfzehnjährig, China verlassen.

Kurz nach Redaktionsschluß erreichte uns die traurige Nachricht vom Tode Wilhelm Matzats. Der emeritierte Professor beschäftigte sich sein Leben lang mit Tsingtau, der Stadt, in der er am 19. Oktober 1930 als Missionssohn geboren wurde. Der Vater war bereits vor seiner Geburt verstorben, so daß die Mutter ihn und seine drei älteren

Er studierte Geschichte und Geographie und war von 1970 bis 1995 Professor für Geographie in Bonn. Durch den Kontakt mit dem ehemaligen Tsingtauer Hermann Neukamp sah er 1981 seine Heimatstadt zum ersten Mal wieder. Zu seinen Tätigkeiten gehörte auch eine Reihe von Veröffentlichungen zur Geschichte Tsingtaus und der Provinz Schantung, ergänzt 2008 durch die Website www.tsingtau.org. Auch im StuDeO-INFO sind wiederholt Artikel von Wilhelm Matzat erschienen. Von 1998 bis 2004 war er Vorsitzender unseres Vereins. Wir schätzten sein Fachwissen und seine Hilfsbereitschaft sehr. Man konnte ihn alles über Tsingtau fragen, und stets in jeder Hinsicht, fundiert und bereitwillig Auskunft.

Am 21. Oktober, zwei Tage nach seinem 86. Geburtstag, ist er von uns gegangen. Wir verlieren mit ihm nicht nur einen Zeitzeugen und Experten, sondern auch einen Freund. Wir bereiten einen Nachruf vor, den wir gerne vertiefen würden, dazu brauchen wir Ihre Mithilfe: Wenn Sie Wilhelm Matzat kannten, fachlich mit ihm zu tun hatten und sich an gemeinsame Erlebnisse erinnern, an Gespräche, an Anekdoten, dann möchten wir Sie bitten, Ihre Erinnerungen aufzuschreiben und uns zukommen zu lassen (an Renate Jährling).

Das diesjährige Grußwort des Vorsitzenden Dr. Alexander Röhreke finden Sie aufgrund des traurigen Anlasses dieses Mal nicht auf Seite 3, sondern auf Seite 49f.



*So nimm denn meine Hände und führe mich
bis an mein selig Ende und ewiglich.
Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt:
Wo du wirst gehen und stehen, da nimm mich mit.
Julie von Hausmann / Friedrich Silcher*

	Manfred Steffens	09.11.2014	75 Jahre
	Claus Drebing	23.07.2015	78 Jahre
	Jost Peter Christ	Okt. 2015	70 Jahre
	Karl-Heinz Ludwig	31.10.2015	90 Jahre
	Eva Lehmann	09.11.2015	78 Jahre
	Jochen Framhein	01.12.2015	73 Jahre
	Rolf Gartner	02.12.2015	87 Jahre
	Helene Sonntag geb. Triebe	03.12.2015	100 Jahre
	Günther Schödel	22.12.2015	93 Jahre
	Hanns Hachgenei	01.01.2016	89 Jahre
	Godje Albers-Lott	04.03.2016	77 Jahre
	Nancy Bartel geb. Lee	15.03.2016	87 Jahre
	Rolf Klicker	23.03.2016	90 Jahre
	Heinrich-August Kranz	31.03.2016	88 Jahre
	Ingeburg Schulz geb. Miss	15.04.2016	82 Jahre
sum	Ⓚ Hl. Stephan geb. Puck	24.04.2016	84 Jahre
	Ilse-Marie Steger geb. Simon-Eberhard	Frühj. 2016	90 Jahre
	Jutta von Busekist	14.06.2016	84 Jahre
	Günter Dölling	16.08.2016	92 Jahre
	George Pantow	10.09.2016	84 Jahre
	Uco Hans Joustra	01.10.2016	86 Jahre
	Wilhelm Matzat	21.10.2016	86 Jahre

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2016, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

100 und mehr Lebensjahre erreichten:

Rose Joedicke	103 J. in Lugano
Dieter von Hanneken	102 J. in Californien
Hertha Woelcken-Gipperich	102 J. in Detmold
Anna-Kath. Koch-Blume	101 J. in Aumühle
Lotte Arnt	100 J. in Wetzlar
Berta Kleimenhagen-Steybe	100 J. in Stuttgart
Maria Wichmann-Redlich	100 J. in Berlin

90 und mehr Lebensjahre erreichten:

Elinor Hoffmann-Göldner	98 J. in Neapel
Helga Becker	96 J. in Fellbach
Elisabeth Huwer	96 J. in Berchtesgaden
Ursula Jensen	96 J. in Ahrensburg
Ursula Frommelt-Statz	95 J. in Düsseldorf
Edith Günther-Körner	95 J. in Wentorf
Lilli Hachmeister-Wömpner	95 J. in Berlin
Jutta Jäger-Maurer	95 J. in Bremen
Inge Koch-Kniepf	95 J. in Williamson/USA
Wera Schoenfeld-Siemssen	95 J. in Aumühle
Martha Strasser-Klein	95 J. in Icking
Lola Westendorf-Parge	95 J. in Hamburg
Lydia Ambühl-Eidenpenz	94 J. in Breitenbach/CH
Inge Kütke-Cordes	94 J. in Willingen
Max Kupka	94 J. in Hungenroth
Peter H. Müller-Brunotte	94 J. in Stockholm
Emilie Schwammel	94 J. in Wien
Gisela Bowerman-Lange	93 J. in W.-Horsley/GB
Inge Glässel-Köhler	93 J. in Biberach
Wiltrud Gohdes-Tiefenbacher	93 J. in Aumühle
Carla Greis-Treppenhauer	93 J. in Dayton/USA
Irmgard Grimm	93 J. in Kronberg
Herwig Herr	93 J. in Grafing
Inge Kraut-Trapp	93 J. in Musberg LE
Desmond Power	93 J. W.-Vancouver/Ca
Ruth Rosatzin	93 J. in Riehen/CH
Wolf H. Weihe	93 J. in Brannenburg
Gertrud Atzert-Schulze	92 J. in Hann.-Münden
Erika Dello	92 J. Sault Ste. Marie/Ca
Barbara Helm-Schinzinger	92 J. in Seattle/USA
Hildegard Herr-Pietzcker	92 J. in Grafing
Fritz Hübotter	92 J. in Berlin
Harold G. Lenz	92 J. in Tinton Falls/USA
Armin Rothe	92 J. in Radolfzell
Militina Walther-Kohlmetz	92 J. in Hausham
Norma Hachgenei-Gertis	91 J. in Aschaffenburg
Kascha Kloos-Schmidt	91 J. in Stellenbosch/RSA
Karl Kranz	91 J. in Bruce/Aus
Ludwig Lange	91 J. in S. Yarmouth/USA
Gertrud Leopold-Mucks	91 J. in Gelsenkirchen
Walter Leubner	91 J. in Oberau
Christian Macke	91 J. in Hamburg
Adelheid Meyer-Antosch	91 J. in Halle
Keiko Refardt-Kuboka	91 J. in Kobe
Lilo Schmidt	91 J. in Seeheim-Jugenh.
Gerhard Schreck	91 J. in Tokyo
Wolfgang Troeger	91 J. in Stafford/Aus
Jimmi Wolter	91 J. in Hamburg
Helga Eggers	90 J. in Bremen
Christl Hickman-Skoff	90 J. in San Diego/USA
Elise Hofmeister-Bahlmann	90 J. in Darmstadt
Inge Huetter-Mohrstedt	90 J. in London/Ca
Gisela Kallina-Riedler	90 J. in Seibersdorf
Marlis Klare-Rothe	90 J. in Bremen

Renate Kurowski-Kessler	90 J. in Allschwil/CH
Peter Stickföth	90 J. in Göppingen
Karl-Arnold Weber	90 J. in Betzweiler-Wälde
Fritz Wittig	90 J. in Berlin

85 und mehr Lebensjahre erreichten:

Anne-Marie Chow	89 J. in Peking
Dirk Bornhorst	89 J. in Caracas/Venez.
Inge de la Camp	89 J. in Chicago/USA
Carl Friedrich	89 J. in Leonberg
Paul Erik Höne	89 J. in Mülheim
Nina Hohmann-Wilhelm	89 J. in Erlangen
Gerda Hürter	89 J. in Wachtberg
Undine Kaiser-Pinks	89 J. in Heidesheim
Marianne Kleemann-Bass	89 J. in Düsseldorf
Helmut H. Meyer	89 J. in Bad Homburg
Hellmuth Pflüger	89 J. in Hamburg
Harry Poulsen	89 J. in São Paulo/Brasil
Horst Rosatzin	89 J. in Riehen/CH
Bernd W. Sandt	89 J. in Midland/USA
Gert Stolle	89 J. in Ahrensburg
Irmgard Weber	89 J. in Betzweiler-Wälde
Gerhard Wolf	89 J. in Hamburg
Jörn Anner	88 J. in E.Warburton/Aus
Martin Braun	88 J. in Hamburg
Heinz J. Eggeling	88 J. in Wien
Gustav Hake	88 J. in Celle
Heinrich Jährling	88 J. in Melbourne/Aus
Dagmar Albert-Lassen	88 J. in Vancouver/Ca
Helmi Raatschen-Kroh	88 J. in Duisburg
Siegfried Richter	88 J. in Bahama/USA
Christa Schwanke-Meyer-G.	88 J. in Hamburg
Alessa de Wet-Hudec	88 J. in Chandler/USA
Malte von Bargaen	87 J. in Dresden
Renate Bialy-Schilk	87 J. in CA/USA
Paul Erik Höne	87 J. in Mülheim
Lothar Köppen	87 J. in Aichwald
Gerda Lück	87 J. in Mülheim
Lotti McClelland-Krippendorff	87 J. in New Orleans/USA
Joachim Rudolf	87 J. in Hamburg
Gertrud Wahner-Wetzel	87 J. in Marbach
Inka Wesselhoeft-Vissering	87 J. in Hamburg
Adelinde Brunner-Jess	86 J. in Dorval/Ca
Lore Bürgermeister-Körner	86 J. in Hamburg
Edith Fessmann-Gadow	86 J. in Neumünster
Karin Hackmann	86 J. in Geesthacht
Theodor Heinrichsohn	86 J. in Leverkusen
Barbara Julius-Dietrich	86 J. in Hamburg
Anna Mann-Hugnin	86 J. in Berlin
Ruth Munder-Böhler	86 J. in Ulm
Heinz Töbich	86 J. in Wien
Edmund Vidal	86 J. in Hamburg
Wilma Baumberger-Eidenpenz	85 J. in Kandern
Norbert Bellstedt	85 J. in Hamburg
Marianne Jährling	85 J. in München
Thomas Jordan	85 J. in Henderson/USA
Tess Johnston	85 J. in Washington/USA
Hellmut Klicker	85 J. in Ashiya/Japan
Carla Osterfeld-Künkele	85 J. in Lübbecke
Dagmar Lang-Eckert	85 J. in Hannover
Erika Schödel-Rothe	85 J. in Bischofswiesen
Victor Franz Treipl	85 J. in Loupiac/FR
Juliane Vesper-Brüll	85 J. in Willich
Rosemarie Wetzel	85 J. in Schönberg

Mein Großvater Rudolf Sterz (1878-1950) – ein deutscher Mandarin

1. Teil: Von 1898 bis 1920: Tsingtausoldat und Chinesischer Polizeinspektor

Renate Jährling

„Am 26. Juni 1950 ist Herr Rudolf Sterz in Peking im Alter von 71 Jahren verschieden. Er kam bereits 1898 als Soldat nach Tsingtau zum III. Seebataillon. Von Anfang an interessierte er sich für die chinesische Sprache, die er eifrig studierte und schließlich meisterhaft beherrschte. Seine Sprachkenntnisse ermöglichten es ihm, in den chinesischen Polizeidienst in der Provinz Shantung zu treten. Im Laufe der Zeit wurde er von dem Vizekönig der Provinz, Sun Pao Chi [1909-1912],¹ auch als Dolmetscher im Verkehr mit fremden Behörden herangezogen. Im Auftrage der chinesischen Regierung unternahm er später [bereits 1905] weite Reisen durch vierzehn Provinzen, um das Polizei- und Gefängniswesen zu studieren. Seine in chinesischer Sprache verfaßten Reformvorschläge hat er in einer Audienz der betagten Kaiserin Tse Chi in der verbotenen Stadt in Peking persönlich überreichen dürfen, die ihm bei dieser Gelegenheit wegen seiner vollkommenen Beherrschung der blumenreichen Sprache des Landes der Mitte lobende Worte sagte [Mai 1906]. Er wurde zum Mandarin 3. Grades ernannt und mit verschiedenen kaiserlichen Orden, u.a. mit dem Großen Tiger-Orden, ausgezeichnet. Auch während des Ersten Weltkrieges blieb er in chinesischen Diensten und konnte infolge seines Einflusses vielen Landsleuten helfen.“

Dieser Nachruf erschien am 10. August 1950 im Brief Nr. 29 der Rundbriefe „Lieber Ostasienfreund!“, die Paul Stark² in Ludwigsburg zwischen

¹ Sun Pao Chi (Sun Baoqi) 1867-1931: 1905-1908 chinesischer Gesandter in Deutschland, 1909-1912 Gouverneur von Shantung, 1913-1914 und 1924-1926 Staatssekretär des Äußeren. Quelle: Klaus Mühlhahn: „Musterkolonie Kiautschou“: Die Expansion des Deutschen Reiches in China. Deutsch-chinesische Beziehungen 1897 bis 1914. Eine Quellensammlung (1997), S. 565 (StuDeO-Bibl. 0728).

² Paul Stark, Kanzler des früheren Deutschen Generalkonsulats Shanghai, gab damals außer den 34 Rundbriefen das „Adreßbuch der Deutschen aus Ostasien im In- und Ausland“ 1953 heraus, als ein Nachtrag für die von 1925 bis 1939 in Shanghai erschienenen Adreßbücher „Adreßbuch für das Deutschtum in Ostasien (ADO)“. 1956 veröffentlichte der OAV Hamburg die zweite und letzte Nachkriegsausgabe unter dem Namen „Adreßbuch der Deutschen Ostasiens, ADO 1956“.

1947 und 1951 für die damals aus China und Japan repatriierten Deutschen verfaßte und versandte.³ Nur wenige Fotos und private Dokumente zeugen vom Leben meines Großvaters mütterlicherseits. Sein schriftlicher Nachlaß ist nach seinem Tod in Peking geblieben oder in den Besitz seiner zweiten Familie übergegangen. (Sechs Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau, der Großmutter von meinen Brüdern und mir, hatte Rudolf Sterz wieder geheiratet und 1936 eine dritte Tochter, Ute, bekommen.) Meine biographische Skizze basiert daher im wesentlichen auf mündlichen Familienüberlieferungen und fremden Quellen.

Herkunft und Militärdienst in Tsingtau

Mein Großvater wurde am 24. Dezember 1878 in Langensalza / Thüringen (seit 1956 Bad Langensalza) in der Enggasse als Sohn des Tuchmachermeisters Gottfried Sterz⁴ und seiner Frau Johanna geboren. Nach dem frühen Tod der Mutter heiratete sein Vater eine Witwe mit mehreren Töchtern, woraufhin sich Rudolf im Elternhaus nicht mehr wohl fühlte. Im 20 km entfernten Schlotheim machte er eine kaufmännische Lehre im Tuch- und Textilgeschäft eines Onkels, dem „Ersten Haus am Platze“, das er einmal übernehmen sollte.

Es war die Zeit, als das Deutsche Kaiserreich an Chinas Küsten einen Stützpunkt anstrebte. Der Mord an zwei Missionaren lieferte den Vorwand, am 14. November 1897 einen Teil der Kiautschou-Bucht (Jiaozhou) und das Dorf Tsingtau (Qingdao) in der Provinz Schantung (Shandong) zu besetzen.⁵ Das Landungscorps, das zunächst die Sicherung des Platzes übernommen hatte, sollte möglichst bald durch eine Schutztruppe ersetzt werden. Dafür suchte man Freiwillige.

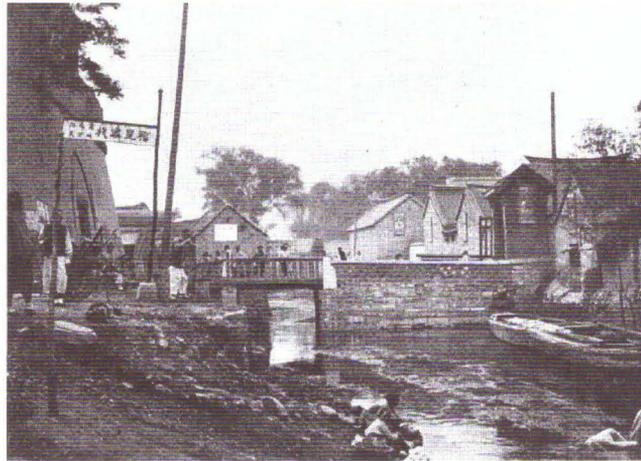
Rudolf, der gerade seinen Militärdienst angetreten hatte, las den Aufruf und meldete sich für den

³ StuDeO-Archiv *1652.

⁴ Die Vorfahren der Familie Sterz sollen Protestanten aus dem Salzburger Land gewesen sein, die aufgrund eines Ausweisungserlasses von 1731 ihre Heimat verlassen mußten.

⁵ Im Pachtvertrag vom 6. März 1898 überließ China dem Deutschen Reich einen Teil der Bucht von Kiautschou „vorläufig auf 99 Jahre“ (wobei das Pachtgebiet dem Reichsmarineamt in Berlin zugeordnet wurde). Doch schon nach sechzehn Jahren eroberten die Japaner das Gebiet.

Dienst am Gelben Meer. Bereits am 3. Dezember konnte Kaiser Wilhelm II ein aus vier Kompanien neu zusammengestelltes Marine-Infanterie-Bataillon aussenden, das am 26. Januar 1898 – mit meinem gerade 19jährigen Großvater an Bord – in Tsingtau eintraf und das Landungscorps ablöste. Das Bataillon erhielt am 6. März 1898 den bekannten Namen „III. Seebataillon“. Es nahm im Sommer 1900 an der Niederschlagung des Boxeraufstandes in Peking und Umgebung teil. Sehr wahrscheinlich war Sterz an den Feldzügen nicht beteiligt.



Eingang zum Westtor (links) von Tsinanfu

Quelle (anonym): Die Schantung-Eisenbahn und das von ihr erschlossene Gebiet. Eine Reisebeschreibung. Tsingtau 1912., S. 155

1899-1905: Chinesischstudium, Polizeiausbilder in Tsinanfu

Nach Ende seiner vermutlich einjährigen Dienstzeit (als Einjährig-Freiwilliger) beschloß Sterz, in China zu bleiben und sich eine zivile Existenz aufzubauen, da er das Land, die Menschen und ihre Lebensart liebgelernt hatte. Als unabdingbare Voraussetzung für ein Leben in China erkannte er die Beherrschung der chinesischen Sprache in Wort und Schrift. Er nahm sich einen chinesischen Lehrer im Landesinneren, wohl in der Provinz Shanxi, in einem Gebiet mit Höhlenwohnungen im Löß, in dem sonst keine Ausländer lebten. Dort widmete er sich etwa zwei Jahre lang ganz dem Studium der chinesischen Sprache und der klassischen chinesischen Schriften.

Die nächste Spur stammt von 1901 und führt wieder nach Tsingtau, wo im „Adreßbuch des deutschen Kiautschou-Gebiets“⁶ ein „Sterz, A.“ (Verwechslung des handschriftlichen „R“ mit „A“?) als Zollrevisor im Kaiserlich Chinesischen Seezollamt (Seezolldirektor war Ernst Ohlmer) vermerkt ist. Geht man die Adreßbücher durch, erfährt man, daß Sterz nicht ständig an einem Ort geblieben ist, aber bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Hinterland von Tsingtau in der Provinz Schantung lebte. Das nächste Adreßbuch, 1902, gibt lediglich „Sterz, Rudolf, Kiautschou“ an. Ob damit das deutsche Pachtgebiet Kiautschou mit der Stadt Tsingtau oder die Stadt Kiautschou außerhalb des Pachtgebiets gemeint ist, geht nicht hervor. Von 1903 bis 1905 ist Tsinanfu (Jinan) als sein Wohnsitz angegeben, im Adreßbuch 1906 ist er

nicht verzeichnet. 1907 bis 1914 lebte er mit seiner Familie in Fangtse (Fangzi).

Im Herbst 1902 begab sich Zhou Fu (1837-1921), der „Vizekönig“, sprich der Provinzgouverneur von Shandong mit Sitz in Tsinanfu, auf eine Inspektionsreise in die britischen und deutschen Pachtgebiete, nach Weihaiwei (1898 brit.) und in das 400 km östlich gelegene Tsingtau. Auf dem Hinweg konnte er Wasserwege – den Gelben Fluß und den See – benutzen, auf dem Rückweg die Eisenbahn, soweit die Strecke fertiggestellt war, und

zuletzt ging es mühsam über Land.⁷

Dieser Besuch stellte sich für die Karriere meines Großvaters als schicksalhaft heraus. Zhou äußerte sich in seinem Besuchsprotokoll vom 31.12.1902 an die Minister des Staatsrats in Peking anerkennend über die Entwicklung des deutschen Pachtgebietes.⁸ Sein Urteil gipfelte in dem bemerkenswerten Satz: „Zur Zeit besteht kein Anlaß, sich den Deutschen zu widersetzen.“

⁷ Die Schantung-Bahn wurde zwischen 1899 und 1904 von der Schantung-Eisenbahngesellschaft AG, einem Zusammenschluß deutscher Banken, erbaut. Die rechtliche Grundlage dafür bildeten die Bestimmungen des Pachtvertrags vom 6. März 1898. China gewährte die Konzession zum Bau und Betrieb von zwei Eisenbahnlinien. Entlang dieser wurde deutschen Unternehmen in einer Zone von 15 km beiderseits des Bahndamms der Abbau von Kohlevorkommen gestattet. Quelle: Mühlhahn.

Die Hauptlinie Tsingtau-Tsinanfu wurde von Ost nach West in vier Abschnitten gebaut und eingeweiht, vgl. auch Dost/Hartwig: Deutsch-China und die Schantungsbahn (Röhr-Verlag für spezielle Verkehrsliteratur, Krefeld 1981).

⁸ „In Kiautschou sind mehr als 2.000 deutsche Soldaten stationiert. Es existieren ca. 10 deutsche Firmen und ca. 100 kleinere chinesische Handelsgeschäfte. [...] Die Deutschen sind emsig beschäftigt. Auf den Baustellen arbeiten täglich tausend Menschen. Es werden etwa hundert kleinere und größere Gebäude im westlichen Stil gebaut, Wege geebnet und Straßen angelegt, Bäume gepflanzt und Brunnen gegraben, Straßenbeleuchtungen geschaffen, Wasserrohre verlegt und Maschinenfabriken errichtet.“ Quelle: Mühlhahn, S. 336.

⁶ Jahresausgaben von 1901 bis 1914.

Der damalige Gouverneur des Pachtgebiets Kiautschou, Oskar Truppel, schrieb am 4. Januar 1903 seinerseits einen Schlußbericht über den hohen Besuch an das Reichsmarineamt in Berlin und bescheinigte darin dem chinesischen Gouverneur „ungewöhnliche Vorurteilslosigkeit“, „Sehens- und Wissensdurst“ und „Tatendurst“.⁹ „Besonderes Interesse hatte Zhou Fu für unsere Polizei-Einrichtung und hat gebeten, seine Polizei hier schulen lassen zu dürfen [...]; da die Eisenbahn deutsch betrieben werde, hielt er es doch für wesentlich, daß wenigstens in dem ganzen von der Eisenbahn berührten Gebiet die Polizei deutsch geschult sei und deutsch verstehe.“¹⁰



Rudolf Sterz (Mitte) mit den Polizeischülern in Tsinanfu 1903

Zhou bat darum, einen geeigneten Ausbilder nach Tsinanfu zu schicken. Das Gouvernement in Tsingtau entschied sich für den damals 24jährigen Rudolf Sterz. Das vor der Polizeischule in Tsinanfu entstandene Gruppenbild (*s. oben*) zeigt Polizeinspektor Sterz im Sportanzug mit Weste, Schiebermütze und hohen Stiefeln, mit Stock, einem Hund an der Leine und einer Zigarre in der Hand zwischen 36 chinesisch gekleideten Polizeischülern.

Er soll sich gut mit Gouverneur Zhou verstanden haben. Das zeigt auch eine Anekdote, die Eleanor von Erdberg (1907-2001)¹¹ mir erzählte: „Sterz

⁹ „[...] alles wollte er gleich in seiner Provinz beginnen oder nachmachen: Schule, Wasserwege, Landwege, elektrisches Licht, Aufforstung, deutsche Polizei und deutsche Musik; bei allem fragte er, ob ich ihm dafür einen Beamten oder ein Buch schicken könne.“ Quelle: Mühlhahn, S. 338.

¹⁰ Ebd., S. 342.

¹¹ Kunsthistorikerin, Peking 1934-1950, vgl. Der strapazierte Schutzengel. Erinnerungen aus drei Welten (1994).

setzte seine Sprachstudien in Tsinanfu fort, wobei Zhou ihn mit Lehrbüchern versorgte. Eines Tages muß Sterz aus Verzweiflung über Schwierigkeiten die Wut gepackt haben, er warf die Bücher im Hof auf den Boden und zündete sie an. Der Gouverneur lachte nur und schickte ihm neue Bücher.“ Bereits Ende 1903 setzte Zhou die neue Bahnpolizei unter der Leitung von Sterz zur Bewachung der Baumaßnahmen an der Eisenbahnstrecke ein.¹² Die Amtszeit von Gouverneur Zhou endete nach zweieinhalb Jahren im Oktober 1904. Sein Nachfolger wurde der wesentlich jüngere, nationalgesinnte Yang Shih-hsiang. Er trat sein Amt Anfang 1905 an und begann sogleich damit, den deutschen Einfluß zurückzudrängen. Er ersetzte Sterz durch einen Chinesen, organisierte die Bahnpolizei neu und vergrößerte sie.¹³

1905-1906: Dolmetscherdienste, Inspektionsreise, Würdigung

Der „Chinesische Polizeikommissar“ bzw. „Chinesische Polizeiinspektor“ – so seine Berufsbezeichnungen in den Adreßbüchern – blieb in Diensten der chinesischen Provinzregierung von Shandong bis Herbst 1914. Die Provinzgouverneure setzten Rudolf Sterz gelegentlich auch als Dolmetscher bei Staatsbesuchen ein. Ein 1905/1906 entstandenes Foto „Deutsche und chinesische Würdenträger in einem Salonwagen der Schantung-Eisenbahn-

Gesellschaft“¹⁴ zeigt ihn im Hintergrund mit unbedecktem, rasiertem Kopf und Schnurrbart; im Vordergrund links Ernst van Semmern, der Stellvertretende Gouverneur von Kiautschou von Februar 1905 bis Anfang 1906. Sterz begleitete als Dolmetscher auch den Revolutionär und ersten Präsidenten der Chinesischen Republik Sun Yat-sen bei seinem Besuch in Tsingtau.¹⁵

¹² Das bis dahin zuständige chinesische Militär hatte versagt. Es gab Schwierigkeiten mit einem Teil der chinesischen Bevölkerung. Ihr Widerstand gegen den Bau der Eisenbahnstrecke äußerte sich in Streitereien und im Diebstahl von Baumaterial und Ausrüstungen, auch seitens der Arbeiter.

¹³ John E. Schrecker: Imperialism and Chinese Nationalism. Germany in Shantung. Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts (1971), S. 161ff. Siehe auch Vera Schmidt: Die deutsche Eisenbahnpolitik in Shantung 1898-1914 (1976).

¹⁴ Vgl. Ausstellungskatalog: Hinz / Lind: Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914, Berlin 1998, S. 155 (StuDeO-Bibl. 0751).

¹⁵ Quelle: Ostasiatischer Lloyd 15. Juni 1913, Artikel S. 64-67.

1905 erhielt Sterz den Auftrag, das Polizei- und Gefängniswesen in den chinesischen Provinzen zu untersuchen und einen Bericht mit Reformvorschlägen in chinesischer Sprache vorzulegen. Es ist heute kaum mehr vorstellbar, wie mein Großvater mit den damaligen Transportmitteln in wenigen Monaten vierzehn Provinzen bereisen konnte.



Quelle wie Bild S. 7: S. 159

Eisenbahn- und Straßennetz waren 1905 in China noch lückenhaft und die chinesischen Herbergen sehr einfach. Das Reisen war ungemün beschwerlich, insbesondere auf dem Landweg. Da mein Großvater meines Wissens nicht geritten ist, mußte er, wenn er keinen Wasserweg benutzen konnte, wie in alten Zeiten in zweirädrigen Maultierkarren reisen. Man wurde auf den unbefestigten Straßen so entsetzlich durchgerüttelt, daß manche Reisende es vorzogen, neben dem Wagen herzulaufen.

Seine Reformvorschläge fanden in Tsinanfu offensichtlich Anklang. Gouverneur Yang schickte den Bericht nach Peking und schlug vor, Polizeiinspektor Sterz auszuzeichnen. Er wurde in die „Verbote-ne Stadt“ zu einer Audienz bestellt, bei der die Kaiserinwitwe Cixi (1835-1908) ihn, den evangelischen Missionar und Pädagogen Richard Wilhelm (1873-1930), den katholischen Missionar in Süd-Shandong Bischof Augustin Henninghaus (1862-1939) und andere Deutsche gleichzeitig empfing und mit Orden dekorierte. Über die Audienz erschien am 6. Mai 1906 ein Artikel in der chinesischen „Pekingzeitung“.¹⁶ Wilhelm wurde für die Errichtung der Deutsch-Chinesischen Schule in Tsingtau gewürdigt. Mein Großvater und er hatten gemeinsam, daß sie die christliche Missionierung unter dem alten Kulturvolk ablehnten. Wilhelm rühmte sich später, nicht einen Chinesen getauft zu haben.

1907: Heimaturlaub, Familiengründung, Pest-epidemie 1911

„Polizeiinspektor Sterz hat von der chinesischen Regierung einen sechsmonatlichen Heimaturlaub erhalten. Er beabsichtigt, die Heimreise in den nächsten Tagen über Sibirien anzutreten. Herr Sterz hat es in seiner Weise verstanden, sich bei

den Chinesen geradezu unentbehrlich und beliebt zu machen. Von allen Deutschen im Hinterlande wurde er wegen seines offenen, geraden Charakters, wegen seiner steten Liebenswürdigkeit und seiner unerschütterlichen Gemütsruhe geachtet und geehrt. Wir wünschen ihm eine fröhliche Urlaubszeit und rufen ihm ein herzliches ‚Lebewohl‘ zu.“ – so eine Notiz in einer Tsingtauer Zeitung.¹⁷

Nach neun Jahren sah mein Großvater seine Familie in Thüringen erstmals wieder und lernte seine neuen Angehörigen kennen. Seine Schwester hatte nach Berlin geheiratet, einen Mann namens Heyking, dessen Vorfahren aus Ostpreußen stammten. Als Heyking erfuhr, daß sein Schwager aus China eine Frau suchte, pries er eine seiner Schwestern in Danzig an, Jenny Heyking (1880-1926), deren Verlobung die adelige Familie ihres Verlobten aus Standesgründen gelöst hatte. Der Berliner Schwager war für seine Späße und Einfälle bekannt. Als Sterz zögerte, die weite Reise ins Ungewisse anzutreten, schlug Heyking vor:

„Wenn es zu einer Heirat kommt, zahlst Du die Reisekosten, wenn nicht, zahle ich.“ Sterz ließ sich überreden. Er und Jenny fanden Gefallen aneinander, heirateten noch im August 1907 und fuhren gemeinsam nach Fangtse. In Berlin hatte er ein Fotoportrait mit allen Orden auf der



Rudolf Sterz, 1907

Brust von sich machen lassen, das er in Danzig mit der Widmung überreichte: „Seiner lieben Schwiegermutter zum Andenken, gewidmet von Rudolf Sterz. Fangtse (China), den 31.8.1907.“

Es wurde eine glückliche und sehr harmonische Ehe. Das Paar bekam zwei Töchter, Lilo (1909-1956), in Tsingtau geboren, und Hilde (1915-1989), in Peking geboren, meine Mutter. Jenny spielte gut Klavier und las gerne – der befreundete Architekt Werner Lazarowicz¹⁸ besaß zu ihrer Freude eine große Bibliothek. Trotz allem muß sie unter Heimweh gelitten haben, vielleicht trauerte sie auch konkret um ihre Heimatstadt Danzig, die 1920 infolge des Versailler Vertrags aus dem Deutschen Reich herausgelöst und zur „Freien Stadt“ erklärt worden war, um Polen einen freien

¹⁶ Vgl. StuDeO-Archiv *2030 (Übersetzung des Zeitungsartikels von Emil Krebs, damals Dolmetscher an der Kaiserlichen Deutschen Gesandtschaft Peking).

¹⁷ Tsingtauer Neueste Nachrichten, 24. Mai 1907, Rubrik „Aus dem Hinterlande“, S. 3 (StuDeO-Archiv *2905).

¹⁸ Vgl. StuDeO-INFO Juni 2013, S. 6-12.

Zugang zum Meer zu ermöglichen. Meine Mutter erinnerte sich, daß sie manchmal mit Tränen in den Augen das Wanderer-Lied spielte und sang:

Wenn ich den Wanderer frage: „Wo kommst du her?“ „Von Hause, von Hause,“ spricht er und seufzet schwer.

Wenn ich den Wanderer frage: „Wo blüht dein Glück?“ „Zu Hause, zu Hause,“ spricht er mit feuchtem Blick.

Und wenn er mich nun fraget: „Was drückt Dich schwer?“ „Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr!“

Jenny Sterz kam in den neunzehn Jahren, die sie in China verbrachte, sehr wahrscheinlich nur einmal in ihre Heimat und zwar 1911. Im Spätherbst 1910 war im Norden der Mandschurei die Pest ausgebrochen, die von Wanderarbeitern weit in den Süden geschleppt wurde. Die deutschen Marineärzte begannen Vorkehrungen zu treffen, am 26. Januar 1911 wurde das ganze Pachtgebiet Kiautschou hermetisch abgeriegelt und die Bahnlinie Tsingtau-Tsinanfu unterbrochen. Die Seuchenschutzmaßnahmen erwiesen sich zum Glück als wirkungsvoll.¹⁹ Wie viele andere hatte die Familie Sterz rechtzeitig die Flucht ergriffen. Sie fuhr nach Deutschland, um bei der Gelegenheit auch ihr erstes Kind Lilo ihren Angehörigen vorzustellen.

1907-1914: Polizeieinspektor in Fangtse

Fangtse, heute mit Weihsien/Weixian ein Stadtteil von Weifang, liegt 188 km von Tsingtau entfernt an der Schantung-Eisenbahn. Die deutsche Schantung-Bergbau-Gesellschaft hatte dort 1902 mit dem Steinkohleabbau begonnen.²⁰ Vermutlich im Jahre 1906 war Rudolf Sterz die Polizeidirektion über Bahn und Bergwerke mit Sitz in Fangtse übertragen worden. Einer seiner deutschen Mitarbeiter, Carl Nimz, schrieb dazu in seinen „Streiflichtern aus dem Leben eines Chinakaufmanns“ (1953):²¹

„Nach der Revolution [10.10.1911] wurde ich Polizeikommissar der 800 Mann starken chinesischen Eisenbahn- und Bergwerkpolizei, die Leitung lag in Händen meines Lehrers und Freundes, des deutschen Polizeieinspektors Sterz, der einer der besten

¹⁹ Quelle: Wolfgang U. Eckart: Keiner zählte die Toten. Vor 100 Jahren wütete in China die letzte große Pestepidemie. Süddeutsche Zeitung, 29./30. Januar 2011, S. 24.

²⁰ Quelle: Hinz / Lind, S. 152-155. – Vgl. StuDeO-INFO Dez. 2008, S. 32f. Zum heutigen Zustand siehe Zuschrift von Ursula Ullmann, StuDeO-INFO Dezember 2015, S. 47, und Beschreibung in dem biographischen Roman von Jutta Draxler: Das Erbe des Wasserdrahen (2016), S. 168-172 (19,90 €).

²¹ Bundesarchiv Koblenz, Kleine Erwerbungen, Nr. 56, Zug.-Nr. 0170 (StuDeO-Archiv *0686, S. 8f.)

Chinakenner ist und heute noch in Peking lebt [inzwischen gestorben]. Unsere Polizeitruppe, besser gesagt Gendarmerie, war auf der ganzen Eisenbahnstrecke von der Kiautschou-Grenze bis zur Provinzialhauptstadt Tsinanfu verteilt. In Fangtse, dem Mittelpunkt der Strecke, war unsere Zentrale mit Polizeischule, Kaserne, Gericht und Gefängnis.



Offizier der Bahnpolizei



Bergwerkskommissar
Quellen wie Bild S. 7:
S. 31, 77

Diese Jahre von 1912 bis 1915²² sind die interessantesten und lehrreichsten meiner Chinazeit. Im Verkehr mit Behörden, hohen Beamten und Militärs lernte ich viel und schaute tief hinein in die chinesische Mentalität, sah viel von ihren guten und auch schlechten Seiten.“

Gustav Adolf Favorke, 1909 im Gouvernements-Lazarett in Tsingtau geboren, schrieb fast neunzig Jahre später seine Erinnerungen an Fangtse auf.²³ Demnach wohnte die Familie Sterz neben dem Annie-Schacht in einer Wohnkolonie aus „ca. zehn Villen in großen Gärten für die leitenden Herren, dazu ein Büro-
bau, ein Tennisplatz, umgeben von schlichten [Grün-]Anlagen. [...]

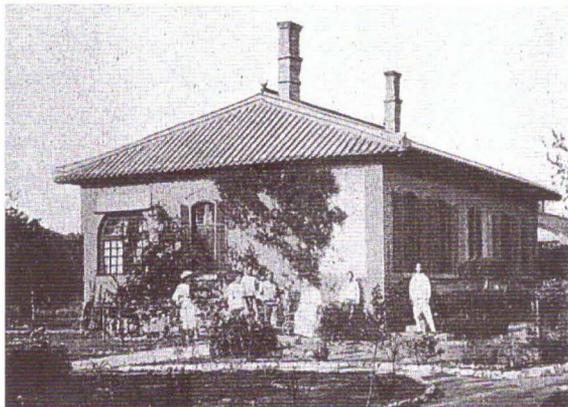
Sterz war der Polizeichef dort, hatte auch ein Gefängnis unter sich. Ich erinnere mich, daß er es bei irgendeiner Gelegenheit mal zeigte, und ließ uns durch die Gucklöcher auf die inhaftierten Kulis sehen [den kleinen Gustav Adolf hob er hoch]. [...]

Das Ende kam im September 1914. Die Familien der deutschen Angestellten waren bereits vorher unter Zurücklassung der gesamten Habe nach

²² Nimz war während der Belagerung Tsingtaus nach Tsinanfu beordert worden. Von dort reiste er über Peking in die Mongolei. 1916-1921 verbrachte er in englischer Gefangenschaft. Quelle: Ebd., S. 13f.

²³ Im Brief vom 28.3.1997 an die Verfasserin.

Tientsin abgereist.“²⁴ Die Familie Favorke fand einige Wochen Aufnahme bei Henny und Otto Kleemann, bis sie nach Peking weiterfuhr. Auch die Familie Sterz wählte Peking als neuen Wohnsitz.



*Ein Beamtenwohnhaus
der Schantung-Bergbaugesellschaft in Fangtse.
Quelle wie Bild S. 7: S. 75*

1914-1920: In Peking im Ersten Weltkrieg

Anfang Februar 1915 wurde meine Mutter in Peking geboren. Aus diesem Jahr ist noch von einer Reise nach Jehol zu berichten, die mein Großvater im Juli und August mit drei Herren unternahm. Der Sinologe und Mongolist Prof. Dr. Ferdinand Lessing (1882-1961) nennt ihre Namen in seinem Buch „Mongolen. Hirten, Priester und Dämonen“ (1935): „Jehol sah ich im Jahre 1915, zusammen mit gleichgesinnten deutschen Freunden, Dr. Grimm, Dr. Melchers²⁵ und dem trefflichen Kenner der chinesischen Sprache und des chinesischen Volkes, R. Sterz.“ (S. 23) Jehol (heute Chengde) liegt im Nordosten von Peking. Ihr Reiseweg führte von Peking im großen Bogen über Jehol nach Luan, wo sie die von Shanhaikuan kommende Eisenbahn zurück nach Peking nahmen. Sie müssen auf dieser Tour tagelang gewandert sein, „durch sorgfältig bebaute Lößebenen, mit Geröll gefüllte Flußtäler, über steinige Gebirgspässe“ (S. 23).

²⁴ Japan hatte am 15. August 1914 das Deutsche Reich ultimativ aufgefordert, das Pachtgebiet Kiautschou zu räumen. Nach Ablauf des Ultimatums gingen japanische Landungstruppen ab 23. August an der Nordküste Shandongs auf chinesischem Gebiet an Land, um Tsingtau von der Landseite her anzugreifen. Das Eindringen der Japaner ins Hinterland, letzten Endes bis Tsinanfu, löste auch in der Provinz Shandong eine Fluchtwelle aus, nicht nur im Pachtgebiet. Am 7. November schließlich kapitulierte der Gouverneur des Pachtgebiets, Kapitän zur See Alfred Meyer-Waldeck, vor der zehnfachen Übermacht.

²⁵ Dr. med. Reinhold Grimm, Augen- und Hals-Nasen-Ohrenarzt am Deutschen Lazarett Peking; Dr. Bernd Melchers, Kunsthistoriker, vgl.: Der Tempelbau. Die Lochan von Ling-yän-si. Ein Hauptwerk buddhistischer Plastik (1921).

Nach einer von Gottfried Borkowetz²⁶ im Herbst 1917 erstellten Namensliste²⁷ mit Angabe von Staatsangehörigkeit, Alter, Beruf, Adresse, Namen/Alter der Kinder lebten damals etwa 225 Deutsche und Österreicher mit ihren Kindern in Peking. Einige waren in einem „Deutschen Lager“ und im „Deutschen Lazarett“ untergebracht, die meisten privat. Meine Großeltern wohnten mit Lilo und Hilde, damals 8½ und 2½ Jahre, in einem chinesischen Anwesen in der Ta Fang Dja Hutong 54 (Dafangjia Ht.) in der Oststadt.

Der Zeitpunkt der Erstellung der Namensliste – kurz nach der Kriegserklärung Chinas im August 1917 an das Deutsche Kaiserreich – läßt vermuten, daß die Liste im chinesischen Auftrag erstellt wurde, wobei China sicherlich auch hier unter dem Druck der Briten stand. Die Deutschen sollten erfaßt werden, um ihre Internierung und anschließende Repatriierung nach dem Krieg vorzubereiten. Für die Internierung war der Tempel Hsi Yü Sze in den Westbergen in ein Lager umfunktioniert worden.²⁸ Die Ausweisung der Deutschen aus ganz China erfolgte nach ihrer Enteignung (Gepäckmitnahme pro Person 155 kg) im März 1919 von Shanghai aus nach Rotterdam auf vier für Passagiere primitiv umgebauten britischen Frachtern und Fracht/Passagierschiffen (Nore, Novara, Atreus, Antiochus).

Mein Großvater konnte sich und seine Familie mit Hilfe eines guten chinesischen Freundes der Internierung und Repatriierung entziehen. Der wohlhabende Apotheker Yü stellte sein Sommerhaus in den Westbergen nicht weit vom Sommerpalast als Versteck zur Verfügung. Für die Kinder war es eine herrliche Zeit. Meine Mutter lernte von den chinesischen Kindern in den etwa eineinhalb Jahren, in denen die Familie untergetaucht war, perfekt Pekingchinesisch. Die Sprache benutzte sie bis zum Lebensende.

²⁶ Borkowetz, österreichischer Staatsbürger, Brückenbauer in China, erbaute z.B. die Große Brücke über den Gelben Fluß bei Tsinanfu, vgl. StuDeO-INFO Dez. 2004, S. 12-14.

²⁷ StuDeO-Archiv *0637.

²⁸ Es waren 200 Deutsche (Männer, Frauen und Kinder). Der in Peking lebende Eduard Grösser berichtet, kurz nach der Kapitulation Deutschlands am 11. November 1918 sei ein chinesischer Schutzmann zu ihm gekommen, um ihm mitzuteilen, daß er am nächsten Morgen früh um 4 Uhr zur Internierung abgeholt werde. Warum so früh? Um sein Gesicht zu wahren, denn so früh würde ihn keiner, insbesondere kein Engländer, sehen. Quelle: _____ Wie es den China-Deutschen im Ersten Weltkrieg erging und wie ihre Ausweisung im Jahre 1919 verlief, 2 Teile. StuDeO-INFO April 2009 (hier S. 18f) und September 2009.

Meine Familie in Japan

Ursula Gruneck geb. Schmid

Quelle: Hans und Ursula (Uschi) Gruneck: Schmid-Gruneck. Biographie Teil 1, 2011, 416 S. (StuDeO-Archiv *2239). Bearbeitete Auszüge.

Bevor es zu spät ist

Wie unvollständig ist das Leben ohne das Wissen um die eigene Herkunft, Geschichte und Prägung. Unsere Eltern waren Zeitzeugen der Lebensformen der Jahrhundertwende mit politischen Perspektiven, deren Dimensionen die Enkel gerne kennen würden. Wie viele Fragen schwirren uns im Kopf herum und wie oft müssen wir uns vorhalten, daß wir die Eltern nicht mehr gefragt haben. Aus diesem Grunde nahm ich mir vor niederzuschreiben, was uns noch im Gedächtnis geblieben ist, teils aus den Erzählungen der Altvorderen, teils aus unserer eigenen Erinnerung oder noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen.

Meine Vorfahren väterlicherseits

Die Schmidts stammten ursprünglich aus dem badischen Niederweiler im südlichen Schwarzwald und waren hauptsächlich Land- und Forstwirte bzw. Jäger. Mein Ururgroßvater Franz Anton Schmid (1788-1873) trat in die Dienste des Fürsten August zu Hohenlohe-Öhringen (gelegen im Nordosten Württembergs) als Leibjäger. Sein fünfter Sohn, mein Urgroßvater Rudolf Schmid, studierte an der Universität Hohenheim in Stuttgart Landwirtschaft, mit dem Ziel, einen fürstlichen Gutshof zu übernehmen. Nach seiner Militärzeit heiratete er die verwitwete, kinderlose Pächterin des Gutshof Schönau (in der Hohenlohe-Region), Eva-Maria Schwab. Später pachtete er den „Meierhof“ in Möttlingen im Nordschwarzwald, zuletzt das Hofgut Maisenhälden bei Heilbronn.

Das jüngste ihrer zahlreichen Kinder, Eugen Schmid, 1860 in Möttlingen geboren, sollte mein Großvater werden. Er war ein sehr intelligentes Kind, das durch großen Fleiß in der Schule den Eltern viel Freude bereitete. Anders als seine Vorfahren wollte er lieber Kaufmann werden, auch weil er die schwere Arbeit auf dem Land scheute. Er absolvierte eine kaufmännische Ausbildung und arbeitete bei verschiedenen Firmen, u.a. in Stuttgart, Mannheim und Wien. Anfang der Neunziger Jahre lernte er bei einer Geburtstagsfeier in Stuttgart sein Mariele kennen. Marie Garnier wurde 1864 geboren. Die Garniers waren hugenottischer Herkunft und vorwiegend Kaufleute und Rechtsanwälte. 1892 feierten die beiden eine glanzvolle

Hochzeit in Stuttgart im Kreise der großen Familie. Eugen fand bei der Firma Heinrich Franck Söhne GmbH in Ludwigsburg (Zichorienkaffee, Marken-namen Caro und Kathreiner) eine gute Arbeit und blieb dort bis zu seiner Pensionierung als Buchhalter und Korrespondent in leitender Stellung.

Mein Vater Hans Schmid (1893-1965)

Am 10. Februar 1893 kam in Wien der ersehnte Stammhalter Hans Emil Karl zur Welt. Hans war ein mittelmäßiger Schüler. Er besuchte das humanistische Gymnasium bis zur Mittleren Reife. Schon früh wurde sein Interesse an der Landwirtschaft geweckt, besonders bei den Ferienaufenthalten auf dem Gutshof eines Onkels sowie bei Besuchen bei seinen Großeltern Rudolf und Maria Schmid. Von 1908 bis 1911 absolvierte er zunächst ein landwirtschaftliches Praktikum auf verschiedenen Gütern in Deutschland und Österreich. Anschließend diente er als Einjährig-Freiwilliger beim Württembergischen Feldartillerie-Regiment Nr. 65. Danach begann er sein Studium an den landwirtschaftlichen Hochschulen Hohenheim und Berlin. Er nahm zwar sein Studium immer ernst und bestand alle Prüfungen ohne Probleme, doch ließ er auch keine Gelegenheit aus zu feiern und das Leben zu genießen. Er trat einer schlagenden Verbindung bei und nahm an Mensuren teil. Ohne seinen Schmiß auf der Stirn könnte ich mir meinen Vater nicht vorstellen.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 wurde Hans einberufen. Im Dezember 1914 zum Offizier befördert, war er bis Kriegsende der Fliegertruppe zugeteilt. Danach setzte er sein Studium fort und schloß im August 1919 mit dem Diplom ab.

Seine ersten Berufsjahre verbrachte er im Staatsdienst als Landwirtschaftslehrer und Sachverständiger in Altenburg/Thüringen. Hans war ein geselliger Mensch, der bald einen Freundeskreis fand. Hier lernte er ein junges Mädchen, Gertrud Gündel, kennen. Nach kurzer Brautzeit feierten sie im November 1921 Hochzeit.

Für BASF nach Kobe

1924 erhielt Hans Schmid ein lukratives Stellenangebot der BASF (Badische Anilin- und Sodafabrik) für Japan.¹ Die Firma hatte seit 1910 das Patent auf

¹ 1916 hatte sich die BASF (Ludwigshafen) mit mehreren Chemiefirmen zur „Interessengemeinschaft der

die künstliche Herstellung von Ammoniak als Ausgangsstoff für die Düngemittelherstellung. Hans sollte nun in Japan die Geschäfte mit dem synthetischen Stickstoffdünger ankurbeln. Da die Industrie weit bessere Einkommen bieten konnte als das Gehalt eines württembergischen Beamten, überlegte Hans nicht lange, zumal ihn das Land der aufgehenden Sonne schon immer interessiert hatte. Nach längerer Diskussion mit seiner Frau verabredeten sie, daß er zunächst einmal alleine nach Japan fahren sollte und sie später nachkommen würde. (Durch die lange Trennung entfremdeten sich die Eheleute. Als Gertrud auf der Schiffsreise nach Japan einen anderen Mann kennenlernte, trennten sie sich im gegenseitigen Einvernehmen.)

Die Düngemittel und andere Produkte wurden in Japan von der Firma „H. Ahrens & Co., Nachf., Gomei Kaisha“ vertreten (die Telegrammadresse dafür lautete „Nitrammon“), später hatte sie die Alleinvertretung des Stickstoffsyndikats GmbH, Berlin, das der I.G. Farben zugeordnet war. Hans wurde die „landwirtschaftliche Beratungsstelle“ in ihrem Stammhaus in Kobe übertragen, vier/fünf Jahre später erhielt er Prokura. Seine Tätigkeit war mit Reisen in die Mandschurei, nach Formosa [Taiwan, 1895-1945 japanisch], Hokkaido und anderen japanischen Inseln verbunden. Diese Gebiete, besonders die chinesische Mandschurei, wo vorwiegend Sommergetreide, Mais und Sojabohnen angebaut wurden, waren gute Abnehmer der Düngemittel.

Meine Mutter Käthe geb. Krüger

Mein Großvater mütterlicherseits Richard Krüger kam 1872 in Frankfurt/Oder als Sohn eines aus Küstrin stammenden Polizeiinspektors zur Welt. Richard war ein äußerst strebsames Kind, das sich durch Selbststudium und enormen Fleiß das nötige Rüstzeug erarbeitete, um im Berufsleben vorwärts zu kommen, da seine Eltern ihm das Gymnasium nicht finanzieren konnten. Er ging in den beamteten Staatsdienst (letzte Amtsbezeichnung Oberregierungsinспекtor) und zog nach seiner Versetzung 1906 mit seiner Familie nach Berlin. Richard war eine gutaussehende imposante Erscheinung mit ausgeprägtem Charme und seine Frau Elfriede war bildhübsch mit warmen braunen Augen. Dem Paar wurden drei Töchter geboren (ein Sohn starb mit einem Jahr), Elfriede, Käthe und Liesbeth. Alle drei Mädchen besuchten das Lyzeum in Berlin-

deutschen Teerfarbenfabriken“ zusammengeschlossen. Im Dezember 1925 wurde die „I.G. Farbenindustrie AG“ (kurz I.G. Farben) gegründet, an der acht Firmen beteiligt waren, u.a. auch BASF. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde I.G. Farben auf Beschluß des Alliierten Kontrollrats wieder aufgelöst.

Neukölln. Ihre Jugendzeit war geprägt von der liebevollen Fürsorge ihrer Mutter und dem Wissensdrang des Vaters.

Das sonntägliche Vergnügen der Familie bestand darin, daß sie die Grenzallee entlang spazierten und Vater Krüger die Mädchen über die deutsche Literatur abfragte, die ihm besonders am Herzen lag. Meine Mutter, Käthe (1904-1979), interessierte sich damals als einzige für die Literaturfragen des Vaters. Sie konnte bald viele Gedichte aufsagen und sie dem richtigen Dichter zuordnen, auch noch im hohen Alter, was uns immer sehr erstaunte.

Familie Krüger reist nach Japan

Eines Tages im Jahre 1923 überraschte Richard die Familie mit der Neuigkeit, daß ihm von oberster Stelle die Versetzung ans Generalkonsulat Kobe als Kanzler angeboten worden war. Seine Frau war zunächst gar nicht begeistert von der Aussicht, nach Japan übersiedeln zu müssen, zumal sie dann von ihren geliebten Eltern getrennt werden würde. Er schlug seiner Frau vor, zunächst alleine zu reisen und die Familie nachkommen zu lassen, und machte sich mit fünfzig Jahren auf in das ferne Japan.

Deutsches Generalkonsulat

神申戸獨逸國總領事館

Tel. Sannomiya 24 — „Consugermas“

115 Higashimachi

Dr. E. Ohrt, Generalkonsul

Dr. Bischoff, Konsul

W. Schmaltz, Vizekonsul

R. Krüger, Kanzler

K. Schäfer, Sekretär

B. Schrobitz, Konsulatspraktikant

M. Sasaki, Übersetzer

Y. Kasai, Übersetzer.

Mein Großvater Richard Krüger, Kanzler in Kobe

Quelle: ADO 1932-1933

Die Mädchen reagierten unterschiedlich. Die Älteste, Elfriede, die eine Ausbildung zur Fürsorgerin (heute: Sozialpädagogin) abschließen und ihren Lebenspartner nicht verlassen wollte, entschied sich, in Berlin zu bleiben. Liesbeth wollte erst das Oberlyzeum mit der Reifeprüfung beenden (1924). Das war auch ganz im Sinne Richards. Käthe, die seit 1921 bei einer Bank als Auslandskorrespondentin, vorwiegend in französischer Sprache, arbeitete, kündigte die Stelle zum 30. April 1924. Sie freute sich wie Liesbeth auf Japan. Die verbleibende Zeit bis zur Abreise nutzte Käthe, um die Berliner Theater zu besuchen.

Im Sommer 1924 war es dann endlich soweit. Ab Bahnhof Zoo ging es Richtung Italien und die drei Frauen bestiegen in Genua das Passagierschiff „Vogtland“. Die Tage und Wochen vergingen mit vielen neuen Eindrücken. In Shanghai legte man

einen Zwischenstop ein, da hier der amerikanische Anschlußdampfer „President Taft“ wartete. Richard hatte zwischenzeitlich ein schönes Haus in Kobe gefunden, das für die nächsten Jahre ihr gemütliches Heim werden sollte. Mutter Elfriede richtete es so europäisch wie möglich ein, so daß sie bald das Heimweh vergaßen.

Zwei Hochzeiten in Kobe 1929

Hans Schmid verband mit seinen deutschen Kollegen bei H. Ahrens, die zum Teil noch Junggesellen waren, bald eine innige Freundschaft. Es begann eine richtige „Sturm- und Drangzeit“. Gerhard Schmidt, Fritz Schneider und er waren als „die drei deutschen Musketiere“ und als „Schürzenjäger“ in der ganzen Gegend bekannt. Die Abende waren ausgefüllt mit ausschweifenden „Herrenabenden“. Hans tanzte mit Geishas und knobelte mit den männlichen Gästen, was das Zeug hielt.



*Hochzeit meiner Eltern
Käthe und Hans Schmid,
Kobe 1929*

Eines Tages fand eine Faschingsveranstaltung im Deutschen Club statt. Die Gäste kamen in phantasievollen Kostümen, so auch Käthe und Liesbeth mit Vater und Mutter Krüger. Hans gefiel die hübsche dunkelhaarige Käthe und er stellte sich artig den Eltern vor. So begann die Beziehung zwischen dem fröhlichen lebenslustigen Schwaben und der temperamentvollen, aber auch zur Melancholie neigenden Berlinerin. Käthe arbeitete seit Mai 1925 bei einer japanischen Firma als Stenotypistin für deutsche Korrespondenz. So sahen sich die beiden zunächst immer nur am Wochenende. Sie machten herrliche Ausflüge, oft begleitet von Schwester Liesbeth und ihrer neuen Errungenschaft Henry (Hinrich) Wohlers, einem Hamburger Kaufmann, der bei Bergmann & Co. in Kobe tätig war. Hans und Käthe heirateten im Februar 1929, Liesbeth und Henry folgten im September.

Familienleben Schmid und Krüger in Japan, Heimaturlaub 1930

Die Schmidts bezogen ein geräumiges Haus in Kobe, im Jahr darauf zogen sie nach Yokohama, weil

Hans nach Tokyo versetzt worden war. Hans hatte seine Frau gebeten, ihre berufliche Tätigkeit aufzugeben, damit sie mehr Zeit für ihn habe. Sie kündigte daher ihre Stelle zum Jahresende 1929. Er hatte sich zu Hause ein kleines Büro eingerichtet, wo Käthe ihm täglich etwas zur Hand ging und kleine Büroarbeiten verrichtete, was ihr viel Spaß bereitete und Hans entlastete. So hatten sie mehr Freizeit füreinander. Oft besuchten sie die Eltern Krüger, die ein offenes Haus führten. Richard war durch seine Tätigkeit als Kanzler ein angesehenes Mann in Kobe und die Kochkünste von Elfriede machten schnell die Runde. Sie hatte ein ausgeglichenes Wesen, war Anlaufstelle für menschliche Probleme und versuchte Streitigkeiten zu schlichten. Während Richard Japanisch bald einigermaßen beherrschte, tat sich Elfriede schwer mit der Sprache, die sie eigentlich nur brauchte, um dem Personal Anweisungen zu erteilen. Die Dienstmädchen verstanden ihre Wünsche, auch wenn sie z.B. nur sagte: „Geh mal in den nikai² und hole meine megane“, was bedeutet: „Geh mal in den 1. Stock und hole meine Brille.“ Auch Käthe sprach kaum Japanisch, Hans durch seine Geschäftskontakte etwas besser, allerdings nicht so gut wie sein Schwiegervater.

Mitte April 1930 mußte Hans beruflich nach Deutschland, was die beiden für ihren ersten Heimaturlaub nutzten. Für den Hinweg wählten sie den Landweg mit der Transsibirischen Eisenbahn (vierzehn Tagesreisen), für den Rückweg im Herbst, mit Rücksicht auf Käthes Zustand, den Seeweg (ab Genua sechs Wochen). Sie war nämlich schwanger. In Deutschland mußte Hans zunächst zu seiner Firma nach Ludwigshafen, während Käthe sich auf ihre Heimatstadt Berlin und das Wiedersehen mit Freunden und Verwandten freute. Für die Geschäftsreisen und ihre gemeinsame Urlaubszeit wurde ein Auto benutzt. Käthe wohnte bei ihrer Schwester Elfriede und Tante Änni in der alten Wohnung in Neukölln, so fühlte sie sich sofort wieder zu Hause. Nach einiger Zeit besuchte sie ihre Schwiegereltern Eugen und Mariele in Ludwigsburg. Sie kannten sich noch nicht persönlich, aber – anders als Hans – war Käthe schreibfreudig und hatte wöchentlich in einem Brief aus Japan berichtet, so daß sie auf dem Laufenden waren.

Am 18. Mai 1930 kam Hans nach Berlin. Die folgenden Wochen waren ausgefüllt mit Besuchen und Besichtigungen. Einige Male luden sie Elfriede und ihre gemeinsame Freundin Hertha Schwanebeck zum Essen ein. Hertha unterrichtete später

² „Ni“ heißt japanisch „2“, doch wird in Japan das Erdgeschoß schon als „1. Stock“ bezeichnete.

auf Anregung von Käthe in Kobe.³ Im Anschluß an ihren Berlinaufenthalt unternahmen Hans und Käthe mit dem Auto eine ausgedehnte Bildungsreise durch Mitteldeutschland bis Ludwigsburg. Mitte Oktober hieß es, in Genua wehmütigen Abschied von Eugen und Mariele zu nehmen, die sie bis ans Schiff begleitet hatten.

Familienzuwachs 1931

Zurückgekehrt nach Yokohama ging Hans wieder seiner Berufstätigkeit nach, während Käthe lange Spaziergänge machte, sich auf die Geburt vorbereitete und das Kinderzimmer einrichtete. Weihnachten wurde bei den Krügers in Kobe gefeiert, Elfriede hatte wie jedes Jahr alles liebevoll hergerichtet. Auch Liesbeth, die kurz vor der Niederkunft stand, und Henry waren da. Im Februar 1931 kam Klaus, das erste Kind der Wohlers, zur Welt, Anfang April gebar Käthe in Yokohama einen Sohn, Hans-Dieter.

Die Großeltern Krüger hatten über die heiße Zeit wie immer ein Sommerhaus in dem höher gelegenen Arima (*Karte S. 51*) für die Familie gemietet. Diesmal nahmen die Schmids ein Schiff nach Kobe. Die Krügers erwarteten sie am Hafen und ab ging es in dem geräumigen Wagen von Richard Richtung Arima. Dort wurden sie von Liesbeth und Henry freudig begrüßt. Der kleine Ort war ein Paradies. Anfang September mußten die Koffer wieder gepackt werden. In Yokohama nahm der Alltag seinen normalen Lauf. Iko-chan (chan: Verkleinerungsform wie bei „Dieterchen“), wie Hans-Dieter von seiner japanischen Kinderfrau genannt wurde, gedieh prächtig und machte seinen Eltern viel Freude mit seinem sonnigen Wesen.

Rückberufung nach Deutschland 1932

Im Jahr darauf fuhr Käthe Anfang August mit dem Kleinen mit dem Nachtzug nach Kobe, um mit ihren Eltern weiter nach Arima in die Berge zu fahren. Es waren wieder glückliche Tage. Doch leider mußte sie ihren Aufenthalt früher abbrechen als geplant. Denn nach kaum acht Tagen kam Hans ganz plötzlich nach Arima und berichtete von einer telegraphischen Mitteilung seiner Mutterfirma in Deutschland, daß die landwirtschaftliche Abteilung nach einem Abkommen mit den Japanern aufgelöst werden sollte und ihn im Heimatland neue Aufgaben im Bera-

³ Hertha Schwanebeck (1899-1989), Volksschullehrerin, ging in den Auslandsdienst und übernahm zuerst die Leitung der Deutschen Schule in Venedig. Im Januar 1934 wechselte sie an die Deutsche Schule Kobe (DSK). 1941 heiratete sie den ehemaligen DSK-Schulleiter Rudolph Sommer (vgl. StuDeO-INFO Dezember 2013, S. 17-20).

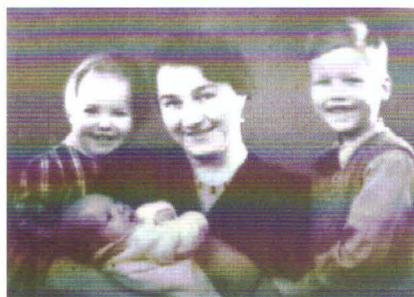
tungsstellendienst erwarteten. Für ihn kam die Rückberufung nicht aus heiterem Himmel, weil das Auslandsgeschäft stark rückläufig war und seine Arbeit fast nur noch aus Büroarbeit bestand, was für ihn außerordentlich unbefriedigend war. So sah er dem Rückzug aus Japan entspannter entgegen als Käthe, die sich in Japan sehr wohl fühlte, zumal ihre Familie hier war.

Hans und Käthe ließen Iko-chan in der Obhut von Oma Krüger und dem Kindermädchen in Arima. So konnten sie sich ganz der Haushaltsauflösung in Yokohama und dem Verkauf des Autos und einiger Möbel widmen. Die übrige Einrichtung war, in Containern verpackt, bereits auf dem Weg nach Hamburg, wo sie eingelagert werden sollte, bis die Schmids ein neues Zuhause gefunden hätten. Mitte September führen sie mit der Bahn nach Kobe, bepackt mit 34 Gepäckstücken und Handgepäck für die große Reise. Nach zwei Wochen in Kobe ging es nach tränenreichem Abschied von ihren Lieben nach Shanghai, wo der italienische Überseedampfer „Conte Rosso“ vom Lloyd Triestino auf sie wartete. In Brindisi fanden sie eine Menge Post vor. Ein Brief war von der Firma von Hans, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß sein künftiger Standort das badische Mannheim sein würde. Sie waren sehr froh, weil sie in Mannheim einige Freunde hatten, außerdem war die Stadt von Ludwigsburg nicht so weit entfernt.



Meine Großeltern Krüger mit Iko-chan, Kobe 1932

Wohnsitz Mannheim, Ausblick



Unsere Mutter mit Hannelore, Iko-chan und mir, Mannheim 1937

Korea sowie mit chinesischen Teppichen einrichteten. Meine Eltern bekamen noch drei Kinder, 1935 Hannelore, 1937 mich (Uschi) und 1944 Peter. Unser großer Bruder Dieter (Iko-chan) ist 1942 mit elf Jahren nach einer Blinddarm-Operation in der Klinik gestorben. Am 25. November 1942 klingelte nachts das Telefon. Ich werde den Schrei, den

In Mannheim mieteten sie eine gerade renovierte, mit Etagenheizung ausgestattete 6-Zimmer-Wohnung, die sie zum Teil mit Möbeln und Gegenständen aus Japan und

meine Mutter ausstieß, als sie die Nachricht hörte, mein Lebtag nicht vergessen.

Die Großeltern Krüger kehrten 1937/1938 für immer nach Berlin zurück. Liesbeth und Henry Wohlers blieben mit ihren drei Kindern noch ein paar Jahre in Kobe. Sie erlebten die schrecklichen Kriegsjahre in Hamburg.

Meinen Mann, Hans Grunec, lernte ich beim Tanz kennen. Am 4. Mai 1955, auf einem der beliebten „Cola-Bälle“ im Mannheimer Rosengarten



Uschi Schmid und Hans Grunec, Mannheim 1955

[siehe nachfolgenden Artikel]. Wir verbrachten den ganzen Abend zusammen und verstanden uns blendend.

– vom Stadtjugendamt organisierte Jugendbälle (bis 25 Jahre) ohne alkoholische Getränke, benannt nach „Coca-Cola“ –, stellte sich mein neuer Tanzpartner als „Hans“ vor und ich amüsierte mich über seinen ulkigen Dialekt.

Er erzählte, daß er in Indonesien geboren und aufgewachsen sei und bis zu seiner Ausreise nach Deutschland nur holländisch gesprochen habe

Meine Familie auf Java

1. Teil: Von der Auswanderung bis zur Internierung

Hans Grunec

Quellen: Hans Grunec: Indonesien-Erinnerungen, 6 S. (StuDeO-Archiv *2132); Hans und Ursula Grunec geb. Schmid: Schmid-Grunec. Biographie Teil 1, 416 S. (StuDeO-Archiv *2239).

Jetzt [2006], da ich nicht mehr im Alltagsstreß des Berufslebens gefangen bin, schweiften meine Gedanken oft zurück zu einem Lebensabschnitt, der für mich und mein Umfeld von großer Bedeutung war. Viele Einzelheiten sind im Nebel des Vergessens verschwunden. Doch plötzlich ragt wie ein Baumwipfel ein klares Bild auf. Nach und nach erscheinen immer klarere Konturen. Auch Details erscheinen unerwartet vor dem geistigen Auge.

Mein indonesischer Lebensabschnitt begann mit den Wunsch meiner Eltern, ihren Idealen, vielleicht auch ihrer Abenteuerlust nachzukommen. Möglicherweise war auch die Aufbruchsstimmung in Europa nach dem Ersten Weltkrieg der Zündfunke für den Start in eine neue Welt. Meine Mutter, Erna Lange, im Pommerschen Rostock geboren, wanderte 1926 als Zwanzigjährige nach Jakarta auf Java aus, wo sie bald meinen Vater, Franz Grunec, kennenlernte.

Herkunft meiner Großeltern, Studium meines Vaters, Ausreise 1924

Die Familie meines Vaters stammte aus der Stadt Großwardein (ungarisch Nagyvárad), die seit ihrer Gründung vor tausend Jahren zum Königreich Ungarn gehört hatte, aber nach dem Zweiten Welt-

krieg als „Oreda“ Rumänien zugeschlagen wurde. Unter den Grunecs waren mehrere Ärzte. Mein Großvater Sigmund Grunec lernte seine Frau Caroline geb. Möller in Preßburg (heute Bratislava, Slowakei) kennen. Ihre Familie war aus Hamburg zugezogen, als sie noch ein Kind war. Mein Vater Franz Grunec wurde 1899 als mittlerer von drei Söhnen in Wien geboren und studierte in seiner Heimatstadt Medizin mit dem Schwerpunkt Tropenkrankheiten. Franz hatte das musikalische Talent seiner Mutter geerbt, so daß er sich – nach dem frühen Tod des Vaters – mit Geigenunterricht und als Alleinunterhalter in Wiener Cafés sein Studium verdienen konnte. Nebenher gab er privaten Nachhilfeunterricht in Mathematik und Sprachen, was sehr gut honoriert wurde.

Während seines Studiums lernte er einen chinesischen Arzt kennen, der in Wien studiert hatte und mit dem er sich gut verstand. Li Peng, der aus Indonesien (damals Niederländisch-Indien) kam, wohin seine Eltern als Kaufleute ausgewandert waren, überredete seinen Freund Franz, nach Abschluß seines Studiums mit ihm nach Indonesien zu gehen, da dort dringend Ärzte gebraucht würden. Im Sommer 1924 verließ Franz gemeinsam mit Li Peng seine Heimatstadt Richtung Genua. Sie nahmen zusammen eine Kabine im unteren Bereich eines Luxusdampfers, waren aber mit ihrer Unterkunft zufrieden, da sie die wenigste Zeit dort verbrachten. Es gab viel zu sehen in einer Welt, die Franz bis dahin nicht gekannt hatte. Mitte Septem-

ber erreichten sie den Hafen Tandjong Priok von Batavia, dem heutigen Jakarta.

Erste Anstellung als Plantagenarzt in Magelang

Die holländische Einwanderungsbehörde war froh über die ärztliche Verstärkung, da sie für ihre zahlreichen Plantagen händierend Ärzte suchte. So bekam mein Vater schnell eine Arbeitserlaubnis.



Quelle: Road Atlas Indonesia (1992), S. 13

Zuvor mußte er noch eine ärztliche Prüfung für Tropenkrankheiten ablegen. Seine erste Anstellung bekam er auf einer Zuckerrohrplantage in Magelang, in Zentraljava nördlich von Jogyakarta. Hier wurde ihm ein Haus zur Verfügung gestellt, das ihm zum Wohnen und als Praxis diente. Das Haus war sauber und funktionell eingerichtet. Ihm stand eine Assistentin für die Behandlungen zur Verfügung, außerdem hatte er eine Babu (Dienstmädchen) für den kleinen Haushalt sowie einen Jongers für den Außenbereich und als Pferdekutcher. Die Bezahlung war außerordentlich gut, mit soviel Entlohnung hatte er bei weitem nicht gerechnet. Es zeigte sich allerdings im Laufe der Zeit, warum die Holländer ihre Ärzte so großzügig bezahlten.

Franz war überwältigt von der herrlichen Landschaft und dem angenehmen Klima. Er war froh über seine Entscheidung, in dieses schöne Land ausgewandert zu sein. Alle Zweifel, die ihn unterwegs manchmal überkommen hatten, waren wie weggeblasen. Gleich eine eigene Praxis zu haben, wäre in Europa reine Utopie gewesen. So stürzte er sich mit all seiner Energie in die Arbeit.

Diese bestand in der ersten Zeit hauptsächlich in der Versorgung kleinerer Verletzungen wie Insekten- und Sonnenstichen, Schlangenbissen und Messerstichen, die durch das Zuckerrohrschneiden verursacht wurden. Bald wurde er auch mit den üblichen Tropenkrankheiten konfrontiert, auf die er in dem Tropeninstitut in Batavia vorbereitet worden war. Die häufigsten Krankheiten waren Amöbenruhr, Cholera, Malaria und Gelbfieber. Franz nahm all diese Krankheiten sehr ernst und bekam

im Laufe der Zeit ein sicheres Gespür dafür, welcher seiner Patienten intensiver Behandlung mit mehrtägigem Aufenthalt in seinem mit zwei Krankenzimmern ausgestatteten Haus bedurfte. Erst wenn er der Meinung war, daß sein Patient wieder voll arbeitsfähig war, entließ er ihn auf die Plantage. Wenn einmal wenig Arbeit in der Praxis anlag, fuhr er mit seinem Deleman, einem mit zwei

Pferdchen bespannten Gefährt, das Platz für vier Personen bot, hinaus zu den Plantagen. Sein Jongers freute sich auf diese Fahrten, brachten sie doch etwas Abwechslung in sein sonst ziemlich eintöniges Leben. Er unterhielt sich gerne mit dem Doktor, der sich

mittlerweile ganz gut in der Landessprache verständigen konnte. Er erzählte ihm von seiner großen Familie mit sechs Kindern und daß er alleine für den Lebensunterhalt sorgen mußte. Franz ließ es sich nicht nehmen, ab und zu nach der Familie zu schauen und sie, wenn nötig, medizinisch zu versorgen. Im Gegenzug hatte er einen treuergebenen Mitarbeiter, der ihm jeden Wunsch von den Augen ablas.



Quelle: StuDeO-Fotothek P8260

Franz war bald als Wohltäter bekannt, der jeden behandelte, der ihn um Hilfe bat. Vor allem die zahlreichen Kinder der Arbeiter lagen ihm am Herzen. Dieses Treiben von Franz blieb natürlich den holländischen Arbeitgebern nicht verborgen.

Ihnen ging es hauptsächlich um den Profit, während das Wohl und Wehe der Plantagenarbeiter und deren Familien sie weniger interessierte. Franz sollte nur dafür sorgen, daß sie arbeitsfähig und vollwertige Arbeitskräfte waren. Er machte den Herren jedoch deutlich klar, daß er sich in die medizinische Behandlungsweise nicht hineinreden lassen wollte. Da er sehr beliebt bei den Arbeitern war, gaben sie zähneknirschend nach, behielten ihn jedoch im Auge.

Kündigung und Umzug nach Sukabumi

Die holländischen Plantagenbesitzer erschwerten Franz immer mehr die Arbeit. So kündigte er eines Tages den lukrativen Dienst und zog nach Sukabumi, wo dringend gute Ärzte gebraucht wurden. Die Arbeiter bereiteten ihm ein großartiges Abschiedsfest mit einer leckeren Reistafel und jeder wollte ihm ein kleines Geschenk machen, obwohl sie alle nicht viel hatten. Der Abschied fiel ihm sehr schwer, aber seine Auffassung von ärztlicher Sorgfaltspflicht ließ sich mit den Ansichten seiner Arbeitgeber nicht vereinbaren. Sukabumi ist eine Stadt in Westjava mit ca. 250.000 Einwohnern, 115 km südlich von Batavia. Um die Lage zu sondieren, arbeitete Franz zunächst als Internist in der Praxis eines Holländers. Es kamen viele Indonesier zu den beiden Ärzten, aber der größte Teil der Patienten bestand aus Deutschen und Holländern.

Herkunft und Ausreise meiner Mutter, Heirat

Viele deutsche Firmen hatten Niederlassungen in den Kolonien und brauchten gutes Personal – Ingenieure, Techniker, Kaufleute, Geologen. So gab es auch eine Niederlassung der IG-Farben (heute BASF) in Batavia. In einem der Büros war ein junges 20jähriges Mädchen aus Rostock beschäftigt, hellblond und eine ausgesprochen aparte Erscheinung, meine spätere Mutter, Erna Lange aus Rostock. Sie war die mittlere von drei Geschwistern, deren Mutter nach langem Siechtum gestorben war. Der Vater nahm sich eine Haushälterin, die er später heiratete. Nach einer kaufmännischen Ausbildung arbeitete Erna in einer Rostocker Reederei in der Frachtabfertigung mit einem Kollegen zusammen, der sie mit seiner Begeisterung für ferne Länder ansteckte. Da sie sich zu Hause nicht mehr wohl fühlte, schmiedete sie mit ihm Reisepläne.

Der Kollege hatte ein holländisches Frachtschiff ausfindig gemacht, das Kaffee, Tee und Gewürznelken nach Australien bringen sollte. Allerdings stand ihr Entschluß fest, daß sie beide vorerst auf die Insel Java wollten. Ein indonesischer Praktikant, dessen Eltern eine Reederei in Tandjong Priok besaßen und der das deutsche Frachtwesen studieren sollte, hatte Edgar in Rostock viel von seinem

wunderschönen Land erzählt und daß deutsche Arbeitskräfte dort jederzeit willkommen wären.

Nach ihrer Ankunft in Batavia im Frühjahr 1926 erfuhr Erna im Deutschen Konsulat, daß IG-Farben ständig deutsche Fachkräfte suchte. Man bot ihr eine Stelle als Sekretärin in der Exportabteilung an. Die zwei Kolleginnen und drei Kollegen waren ihr auf Anhieb sympathisch. Eines Tages lernte sie bei einer Tanzveranstaltung oder einem Kostümfest im Deutschen Club Franz Grunec kennen. Er war in Batavia nicht unbekannt, da viele deutsche Landsleute sich von ihm in Sukabumi behandeln ließen. Franz fiel das hübsche blonde Mädchen sofort auf. Die beiden wurden miteinander bekannt gemacht und unterhielten sich angeregt. Da Erna seit einiger Zeit unter merkwürdigen Leibschmerzen litt, die sie auf das fremdartige Essen und das ungewohnte Klima zurückführte, nutzte sie die Gelegenheit, um sich Gewißheit zu verschaffen. Dr. Grunec bat sie, ihn in seiner Praxis in Sukabumi aufzusuchen.

Die Fahrt auf Holzbänken in dem von Menschen, Obst und Gemüse, Hühnern und Hasen in Käfigen überfüllten Zug war abenteuerlich. Die Indonesier, die sie bereits in Batavia als liebenswertes und zuvorkommendes Volk kennengelernt hatte, hielten auch im Bahnabteil trotz der drangvollen Enge respektvollen Abstand zu ihr. (Was sie allerdings die erste Zeit an den Indonesiern sehr störte, war ihr unterwürfiges Verhalten weißen Menschen gegenüber. Begegneten sie einem Weißen, verneigten sie sich und gingen in dieser Haltung an ihm vorbei.)

Franz bestätigte Ernas Vermutung und meinte, die Symptome würden nach einer gewissen Eingewöhnungszeit allmählich verschwinden. Er empfahl ihr, regelmäßig bestimmte Kräutertees zu sich zu nehmen. Bei einem gemeinsamen Mittagessen tauschten sie ihre Lebensgeschichten aus. Erna entging nicht, daß sie Franz sehr sympathisch war, und auch sie fand Gefallen an dem gutaussehenden dunkelhaarigen Mann.

Von nun an sahen sie sich regelmäßig, und eines Tages bat Franz seine Erna, für immer nach Sukabumi zu kommen. Sie war gerade zwanzig Jahre alt geworden und wollte sich eigentlich noch nicht so früh binden. Sie erbat sich Bedenkzeit. Da Erna sich aber ganz sicher war, daß Franz der Richtige für sie war, willigte sie schließlich ein, als er ihr auf dem Silvesterball 1926 einen Heiratsantrag machte. Am 27. April 1927 heirateten sie in Surabaya in Ost-Java, da es in Sukabumi kein Standesamt für Europäer gab.

Gründung eines Krankenhauses in Sukabumi

Franz wollte nun so schnell wie möglich seinen Plan eines eigenen Krankenhauses in die Tat umsetzen. Auf einem ca. 10.000 qm großen Grund-

stück am Rande von Sukabumi in der Societestraat ließ er sich durch einen holländischen Architekten nach eigenen Ideen eine Krankenhausanlage bauen. Es war ein weitläufiges Gelände, auf dem verschiedene bungalowähnliche Gebäude errichtet wurden. Der gesamte Komplex bestand aus zehn Einheiten, mit einigen Häusern als Quarantänestationen. Es gab eine gynäkologische Abteilung für Geburtshilfe und zur Behandlung von Frauenkrankheiten, weiterhin ein Kindersanatorium, auf dessen Ausstattung Franz besonderen Wert legte, da die Säuglingssterblichkeit zu dieser Zeit, besonders bei der eingeborenen Bevölkerung, noch sehr hoch war. Außerdem entstanden zwei Gebäude für allgemeine Erkrankungen. Zwischen den Häusern waren Bäume und Sträucher sowie Blumenrabatten gepflanzt, Springbrunnen plätscherten und auf weißen Bänken konnten sich die Genesenden prächtig erholen.



Meine Eltern: Franz und Erna Grunec geb. Lange

Für Erna und sich ließ Franz auf dem Grundstück ein geräumiges Haus errichten, das mit allem Komfort ausgestattet war. Nach Fertigstellung der gesamten Anlage 1929/1930 zogen sie in das neue Haus und Franz nahm den Krankenhausbetrieb auf. Er stellte verschiedene Fachärzte ein, sowohl deutsche wie holländische, aber auch österreichische Ärzte. Das erste Jahr lief außerordentlich gut, und bald konnte Franz schwarze Zahlen schreiben. Das Krankenhaus war ständig voll belegt und auch die ambulante Praxis lief ausgezeichnet.

Nun konnte er auch ab und zu wieder seine geliebte Geige hervorholen und für ein paar Stunden abschalten. Da Franz sehr sportlich war und stets auf seine schlanke Figur achtete, „erfand“ er sozusagen das Jogging. Die Anwohner entlang des Krankenhauses konnten beobachten, wie er täglich in den Morgenstunden vor Praxisbeginn in elegantem Lauf durch die Straßen Sukabumis joggte. Diese kleine Episode entnahm ich einer holländischen Zeitung aus dieser Zeit. Die nächste größere Errungenschaft war ein Auto. Franz entschied sich

für ein Mercedes Cabriolet. Es war ein elegantes schwarzes Auto, mit dem er fortan seine Patienten besuchte. Den Deleman benutzte er nur noch gelegentlich, wenn er Patienten in schwer zugänglichen Kampongs besuchte.

Ehe, meine Geburt, Trennung

Meine Mutter Erna verfügte über mehrere Babus, die ihr die lästige Hausarbeit abnahmen. Dafür kümmerte sie sich um die Patientinnen und Patienten von Franz mit fürsorglicher Hingabe. Ab und zu fuhr sie auch nach Batavia, um ihre alten Freunde zu besuchen. Ihr Leben war abwechslungsreich, und sie war rundum glücklich.

Am 10. Januar 1932 kam ich, Hans, ihr einziges Kind, gesund zur Welt. Ich war ein pflegeleichtes Baby, das die ersten Monate viel schlief und jeden anstrahlte, der sich seinem Bettchen näherte. Durch das warme milde Klima stand meine Wiege fast den ganzen Tag draußen auf der Veranda. Die Pflege und Aufsicht nahm Erna das erste Jahr voll in Anspruch. Durch die lange Stillzeit (zwei Jahre) war sie oft müde und mußte sich ausruhen. Franz hätte gerne mehr Zeit mit ihr verbracht, aber das Kind hatte Vorrang, was Franz manchmal eifersüchtig machte.

Als ich etwa ein Jahr alt wurde, benötigte Franz eine neue Krankenschwester. Es meldete sich eines Tages eine junge Kölnerin. Sie hatte ausgezeichnete Zeugnisse, und so zögerte Franz nicht lange und stellte sie ein. Sybille arbeitete sich rasch ein und wurde für Franz eine unentbehrliche Kraft, auf die er sich voll und ganz verlassen konnte. Sie nahm ihm die Kleinarbeiten ab, wie Spritzen verabreichen, Blut abnehmen, Blutdruck messen und vieles mehr.

Franz war nicht entgangen, daß Sybille großen Gefallen an ihm fand, und er war sehr geschmeichelt, daß ein so hübsches junges Mädchen ihn bewunderte. Franz wollte seine Ehe nicht gefährden, da er Erna und seinen kleinen Sohn über alles liebte. Doch als Erna ihren Mann eines Tages zur Rede stellte, konnte er nicht leugnen, daß er ein Verhältnis mit Sybille begonnen hatte. Er beteuerte Erna jedoch, daß er nur sie lieben würde, und machte den Vorschlag, daß Sybille in das Gästehaus ziehen könnte. Durch den langen Aufenthalt in Indonesien und die Freundschaften mit Indonesiern, die durchweg durch ihren mohammedanischen Glauben mit zwei und mehr Frauen zusammenleben konnten, hatte er hiergegen keine großen Bedenken.

Er stieß bei Erna natürlich auf völliges Unverständnis, und sie stellte ihn vor die Wahl, entweder sie oder Sybille. Nach ein paar Tagen schlug Erna ihrem Mann vor, daß sie mit mir zunächst für ein Jahr nach Europa reisen wollte, um ihm Gelegen-

heit zu geben, sich zu entscheiden. Er war mit ihrem Vorschlag einverstanden und bat sie eindringlich, zu ihm zurückzukommen, da er sie und das Kind auf keinen Fall verlieren wollte. Franz fuhr uns mit dem Auto nach Batavia an den Hafen Tandjong Priok und er ging noch mit seinen beiden Liebsten an Bord der „Bremen“, um ihr Handgepäck in die Kabine zu bringen. Es folgte ein schmerzlicher Abschied und beide überlegten, ob es nicht doch ein Fehler gewesen war, eine so lange Trennung zu vereinbaren.

Meine Mutter mit mir in Europa, Rückkehr nach Sukabumi

Erna besuchte zuerst die Verwandten meines Vaters in Wien und dann ihre Angehörigen in Rostock. Überall wurde sie freudig aufgenommen und alle waren bemüht, ihr den Aufenthalt so schön wie möglich zu machen. Unternehmungslustig wie lange nicht mehr besuchte sie die Sehenswürdigkeiten Wiens und genoss Oper und Konzert. Franz versorgte sie ausreichend mit Geldmitteln. In seinen Briefen beteuerte er ihr, wie sehr sie ihm fehle und daß er es kaum erwarten könne, sie wieder in die Arme schließen. Aufgrund der liebevollen Briefe hoffte sie, daß er sich von Sybille getrennt hätte, und sehnte das Ende ihres Europaaufenthalts herbei. Sie freute sich auf die Fortsetzung ihrer einst so glücklichen Ehe.

Es war Herbst 1934, als wir wieder im Hafen Tandjong Priok ankamen. Franz holte uns ab und alle waren glücklich, sich wiederzusehen. Das Thema Sybille wurde überhaupt nicht angeschnitten. Einige Zeit nach ihrer Rückkehr machte Erna einen ausgiebigen Spaziergang über das Krankenhausesgelände und sah Sybille aus dem Gästehaus treten. Sie war hochschwanger. In der darauf folgenden Auseinandersetzung bestand Franz darauf, weiterhin mit zwei Frauen leben zu wollen, und meinte, daß ihr Eheleben dadurch in keiner Weise beeinträchtigt werde. Er argumentierte, daß sie doch erst nach Wochen gemerkt habe, daß Sybille hier lebe.

Am nächsten Tag, als Franz in die Klinik gegangen war, legte Erna einen Abschiedsbrief auf seinen Schreibtisch und ließ sich von dem Jongers zum Bahnhof fahren. Mit vier Koffern, persönlichen Dingen und meinem Spielzeug verließen wir das Haus.

Neuanfang in Batavia, Christian Steinhauer

In Batavia wurden wir von der holländischen Familie Steensman vorläufig aufgenommen. Erna hatte sich mit Guus und Mareike, deren Tochter Linda in meinem Alter war, auf der letzten Schiffsreise befreundet. Obwohl Franz finanziell sehr

großzügig war und sie keine Not leiden mußte, wollte Erna auf jeden Fall von ihm unabhängig werden. Ihr früherer Chef bei IG-Farben war hocherfreut, sie zu sehen, und nahm sie wieder in der Exportabteilung auf. Mit Hilfe der Steensman fand sie bald ein kleines Haus mit Garten. Erna konnte sich eine Babu leisten, die sich um mich kümmerte, während sie in der Arbeit war.

Zwischenzeitlich wurde ihre Ehe geschieden. Das Gespräch mit Franz verlief freundschaftlich, sie einigten sich über das Besuchsrecht, und Franz bestand darauf, daß er für das Kind weiter großzügig sorgen dürfe. Sybille hatte mittlerweile ihre Tochter Ineke geboren und bekam zwei Jahre danach noch einen Sohn, Fritz. Mit meinen beiden Halbgeschwistern, die heute in Holland leben, habe ich regen Kontakt.

Im Sommer 1936, Erna war inzwischen fast zwei Jahre geschieden, ließ sie sich von ihren Kollegen überreden, mal wieder eine Tanzveranstaltung im Deutschen Club mit ihnen zu besuchen. Der „Rosenball“ stand an und alle schwärmten von der phantastischen Atmosphäre auf diesem Ball. Sie saßen in fröhlicher Runde und hatten viel Spaß. Plötzlich stand vor Erna ein blendend aussehender Mann mittleren Alters und bat sie zum Tanz. Er stellte sich als Christian Steinhauer aus Aachen vor. Er war Goldschmied von Beruf und besuchte die Schmuckgeschäfte in den Großstädten auf Java und dem angrenzenden Bali, um seine wertvolle Ware anzubieten. Er setzte sich später zu ihnen an den Tisch und entpuppte sich als rheinische Frohnatur, die die ganze Runde prächtig unterhielt.

Die beiden wurden ein Paar, nachdem Christian auch mein Herz im Nu erobert hatte. Christian war ein ausgezeichneter Schwimmer und er unternahm mit Erna und mir am Wochenende Ausflüge nach Sebilintana, einem bekannten Erholungsgebiet, wo wir beiden „Männer“ in dem herrlichen Bergsee um die Wette schwammen, während Erna im Boot saß und uns vergnügt zusah. Mir tat es offenbar sehr gut, wieder eine männliche Bezugsperson zu haben. Anfang 1937 machte Christian Erna einen Heiratsantrag, den sie überglücklich annahm. Im Sommer 1937 heirateten sie im Kreise einiger Freunde.

Ich komme ins Internat, Weltkrieg, Internierung, Untergang der „Van Imhoff“

Ich soll mich zu einem Lausbub entwickelt haben, der die arme Babu ständig in Atem hielt. Dabei wurde ich immer erfinderischer in meinen Streichen. Da die Babu fast täglich von neuen Schandtaten berichtete, beschloß Erna, mich in ein Internat zu geben. Schon seit einem Jahr ging ich morgens, sehr gerne, in eine holländische Vorschule. Nach

den Sommerferien 1938 wurde ich aber in das holländische Internat Klim en Daal eingeschult, das sich etwa 60 km südlich von Batavia auf dem Puntjakpaß in der Nähe von Buitenzorg (Bogor) befand. Es sollten die schrecklichsten zwei Jahre meines Lebens werden. Abgesehen davon, daß ich entsetzlich unter der Trennung von meiner Mutter litt, verspürte ich als einziges deutsches Kind die deutliche Abneigung der Schüler und vor allem der Lehrer. Die Schüler bedachten mich mit Worten wie „Rott Moff“ – ein Schimpfwort für Deutsche – und suchten ständig Streit mit mir. Die holländischen Lehrer bestrafte mich stets wesentlich härter als meine Mitschüler. Die Schikanen ließen nicht nach und je mehr schlechte Nachrichten aus Nazi-Deutschland kamen, desto mehr hatte ich zu leiden.

Am 10. Mai 1940 wurde das neutrale Holland von Deutschland angegriffen, am selben Tag wurden die deutschen und österreichischen Männer von 16 bis 80 Jahren von der niederländisch-indischen Residenzregierung interniert und ihr ganzer persönlicher Besitz beschlagnahmt.¹ So standen die deutschen Familien plötzlich vor dem Nichts. Erna mußte sich wieder einmal von einem geliebten Menschen trennen, von Christian. Ich war wahrscheinlich der einzige, der glücklich über die Veränderungen war, denn meine Mutter holte mich sofort nach Hause.

¹ Franz Grunec konnte der Internierung entgehen, weil er den Status der „Staatenlosigkeit“ angenommen hatte. Trotzdem wurde sein Krankenhaus im Mai 1940 von den Niederländern enteignet. Er zog mit seiner zweiten Familie nach Sumatra, wo er jahrelang Dorfbewohner medizinisch versorgte. In den 1950er Jahren wurde er zum Leibarzt von Präsident Sukarno bestellt. In dieser Zeit lernte mein Vater seine dritte Frau, eine indonesische Tänzerin, kennen. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor, die ich aber nie kennengelernt habe. Das Krankenhaus in Sukabumi besteht heute noch.

Auch die Frauen und Kinder kamen nach und nach in sogenannte Schutzlager, Erna und ich zuerst in das Lager Tjibadak (Cibadak) bei Sukabumi, später ins Lager Salatiga in Zentraljava, nach neun Monaten wieder zurück nach Tjibadak. Die Ungewißheit über Christians Schicksal und der ständige Wechsel der Internierungsorte zerrten an Ernas Nerven. Wir Kinder hingegen genossen das lockere

Leben in den Camps, zumal es jede Menge Spielkameraden und, für meine Altersstufe, keinen offiziellen Schulunterricht gab. Das hat uns natürlich mächtig gefreut. Einige Frauen bemühten sich, die Kinder zu unterrichten, heimlich, damit die Lagerleitung nichts mitbekam. Ich erinnere mich heute noch besonders dankbar an die Stunden bei Frau Peipe. Sie weckte meine Liebe zum Rechnen und legte damit den Grundstock zu meinem späteren technischen Beruf (Ingenieur der Elektrotechnik). Erna führte mich in dieser Zeit der Einfachheit halber unter dem Namen Steinhauer, um Fragen nach den zwei verschiedenen Namen aus dem Weg zu gehen. Dadurch hatte ich jedoch später massive Schwierigkeiten, meine

richtige Identität wieder herzustellen.

Erna und Christian hofften vergeblich auf ein Wiedersehen. Um die Jahreswende 1941/1942 verschifften die Holländer die im Norden Sumatras internierten deutschen Männer nach dem damaligen Britisch-Indien, um ihre Befreiung durch die anrückenden Japaner zu verhindern. Das letzte von drei Transportschiffen, die „Van Imhoff“, wurde am 19. Januar 1942 von einem japanischen Kampfflugzeug bombardiert und versank mit über 400 Gefangenen an Bord westlich von Sumatra. Zu den Opfern gehörte auch Christian Steinhauer.

Anm. der Red.: Über die Schiffskatastrophe hat StuDeO mehrmals berichtet. Die im INFO Juni 2016, S. 48, angekündigte holländische TV-Dokumentation wird zur Zeit realisiert. Die Filmarbeiten haben Anfang Oktober begonnen.



Meine Mutter besucht mich im verhassten Internat



*Ausflug außerhalb des Lagers Salatiga, Juni 1941
vorne v.li: Hans Grunec, Marianne Jährling (Zöpfe);
Mitte ihre Mutter Anne Jährling, davor ihr Bruder Heini
(blond); hinten: Arthur Braun, vier Schwestern Olthafer;
vorne 2. v. re: Waltraud Lienhardt. Hans und Arthur blieben
im Land, während die anderen Genannten im Juli 1941 nach
Peking bzw. Tsingtau gebracht wurden.*

Erinnerungen an Niederländisch-Indien und Japan

3. Teil (Schluß): Japan im Krieg und danach, Repatriierung August 1947

Erika Seele

Quelle: Erika Clairiot geb. Seele: Lebenserinnerungen (20 S.), StuDeO-Archiv *2034 (gekürzt).¹

Umzug in ein Privathaus in Tokyo 1944

Meine Mutter sehnte sich immer so sehr nach Ruhe, sie war ja auch mit die Älteste, und es gelang ihr im April 1944 bei der Botschaft zu erreichen, daß wir mit zwei anderen Müttern und drei Kindern (Frau Graske mit Brigitte und Horst, Frau Kessel mit Sonja) in ein Haus einquartiert wurden.

Dieses europäische Haus gehörte einem reichen Japaner, der in Amerika wohnte (Adresse: Azabu-ku, Honmura-cho 142). Es lag in einem großen Garten, der beinahe ein Park war, wir konnten wunderbar darin spielen und uns verstecken. Ein kleiner Teich war auch vorhanden und so konnten wir die Frösche beobachten. Es gab auch ein Grammophon mit amerikanischen Schallplatten, und wir hörten „Jingle bells, jingle bells“ und konnten es später mit den Amerikanern singen. „Haikju“ – die Ration an Reis und anderen Lebensmitteln, die jedem zustand, fast alles war ja schon rationiert – gab es dann auch für uns, die Amah-san ging sie wohl holen. Ich höre noch ihren Ruf

„Haikju, Seere-san, Haikju“ („Ihre Ration, Seele-san!“), ein „I“ auszusprechen war den Japanern unmöglich!

Zu dieser Zeit hörten wir auch (mit viel Verspätung), daß ein niederländisches Schiff (die Van Imhoff), auf dem sich 545 internierte Deutsche (teilweise unsere Väter) befunden hatten, auf der Fahrt nach Britisch-Indien am 19. Januar 1942 von den Japanern bombardiert worden war und viele Deutsche (teilweise hinter Gittern und Stacheldraht eingesperrt) umgekommen waren. Es wurde gesagt, daß die Namen der Betroffenen meist dem Ende des Alphabetes angehörten! Seele!!! Tage-lang, vielleicht auch wochenlang, herrschte zermürbende Ungewißheit, meine Mutter war sehr beunruhigt, versuchte es uns nicht zu zeigen. Dann kam die erlösende Nachricht, daß mein Vater noch lebte und gut im Lager Dehra-Dun angekommen

war. Leider waren jedoch viele andere Väter betroffen, auch Väter von lieben guten Bekannten. Dort im Lager betätigte sich mein Vater als Gärtner, d.h. er kümmerte sich um den Küchengarten und konnte somit diese lange Zeit der Gefangenschaft mit einem seiner Hobbys gut ausfüllen. Leider wartete er drei zermürbende Jahre und acht Monate auf ein erstes Lebenszeichen von uns, die Rote-Kreuz-Briefe wurden zurückgehalten oder auch zurückgeschickt.



Erika und Wolfgang Seele
mit Mutter Elisabeth, Tokyo 1944

Zur Schule (DSTY = Deutsche Schule Tokyo Yokohama) mußten wir nun mit der Straßenbahn fahren, in Omori hatten wir zu Fuß gehen können. An diese Schulzeit kann ich (geb. 1934) mich kaum erinnern, ich glaube, daß nun die amerikanischen Bombenangriffe angingen, und wir nicht oft in die Schule fuhren. Neben uns wohnten Jesuiten Patres (die Patres Reitz, Schiffer, Krüer, Reuschel, Keel, Schweitzer, Wolf oder Wulf, Lorenz

oder Laures, Stolte), sie gaben meinem Bruder (Wolfgang, geb. 1933) Latein- und Englisch-Unterricht und wir gingen auch zur Messe dorthin. In einer katholischen Kirche in Tokyo gingen mein Bruder und ich mit anderen deutschen katholischen Kindern 1944 zur ersten Hl. Kommunion.

Irgendwo, vielleicht in Omori schon, lernte mein Bruder auch Japanisch, ab zehn Jahren war es Pflicht. Meine Mutter hat uns ein wenig Englisch-Stunden gegeben, zumindest manches abgehört, Vokabeln, Grammatik erklärt (this = these, that = those) etc.

Nicht weit von uns wohnte eine nette japanische Familie, und ich spielte oft mit der ältesten Tochter Etsuko. Sie sprach ein wenig Englisch, ich ein paar Brocken Japanisch, jedenfalls verstanden wir uns, und ich wurde somit in eine japanische Familie eingeführt und lernte alles besser kennen. Dort aß ich zum ersten Mal Nori (Seetang), Daikon, einen „herrlich“ riechenden Rettich, getrockneten Tintenfisch, Reiskuchen, den man zu Neujahr verschenkt und vieles mehr. Obwohl sie selber wenig

¹ Im 2. Teil, StuDeO-INFO Juni, S. 23 rechte Spalte, hat sich bei den Jahresangaben leider der Fehlerteufel eingeschlichen. Richtig ist: 26. August 1940 und unter dem Bild: Im Lager Tarutung 1940-1941.

zu essen hatten, bekam ich immer etwas davon ab. Wir sind noch lange nach dem Krieg in Verbindung geblieben, doch dann haben wir uns aus den Augen verloren.

Luftangriffe 1944-1945

Vom Krieg hatten wir bis dahin noch nicht viel gemerkt, obwohl Japan die USA am 6. Dezember 1941 in Pearl Harbour angegriffen hatte. Der Krieg zwischen diesen beiden Nationen spielte sich im Pazifik ab, er war also noch weit weg. Aber ab Sommer 1944 fingen die Amerikaner an, auch das Festland anzugreifen und die großen Städte zu bombardieren.

Wir gingen angezogen ins Bett, den Rucksack mit den nötigsten Dingen neben dem Bett, um sofort hinunter in den Heizungskeller laufen zu können. Dort gab es eine Tür, die ging auf den Garten hinaus, und so konnten wir beobachten, wie die „schönen“ Bomben herunterschwebten, denn sie sahen wie Christbäume aus. Scheinwerfer suchten den Himmel ab, und wenn sie ein Flugzeug, eine B-29 (Bi-Nijiku), ausfindig machen konnten, ging es mit der Verteidigung los. Zu dieser Zeit entwickelten die Japaner einen großen Fremdenhaß, uns wurde angeraten, den großen Garten nicht zu verlassen. Es wurde gesagt, daß amerikanische Flieger, die sich mit dem Fallschirm retten konnten, unten von den aufgebrachten Japanern sofort gelyncht wurden.

Anfang 1945 gab es fast jede Nacht Alarm, erst Voralarm (Kekai-Kéo), und Hauptalarm (Kushi-Kéo), wenn mehr als drei Bomber ausgemacht wurden. Im Garten hatte man inzwischen ein Loch gegraben, Bretter darüber gelegt, vielleicht 50 cm Erde oder ein wenig mehr darauf, und das war nun unser „Luftschuttkeller“! Hatte es geregnet, war er voller Wasser, und wir mußten unsere Füße auf die Bänke stellen, außerdem liebten große Spinnen dieses Schutzloch auch! Um uns vor Splittern oder anderen Gegenständen, die durch die Luft geschleudert wurden, zu schützen, hatten sich alle eine Art Haube aus Futons fabriziert, aber ob die uns geschützt hätte?? Einmal hörten wir Sprengbom-

ben in der Ferne, das Geräusch kam immer näher, dieses furchtbare Vrum, vrum, vrum, VRUMM, VRUMMM!! Ich dachte, nun trifft es uns, aber es entfernte sich langsam, Gott sei Dank! Noch nie hatte ich solche Angst ausgestanden!

Bei einem Bombenangriff auf Tokyo im März 1945 sollen an die 80.000 Menschen getötet worden sein, auch die Eltern des Neffen unserer Amah, der Haushälterin. Er kam zum Essen zu uns, und wir wußten nicht, wie wir uns verhalten sollten. Scheu sah ich ihn von der Seite an, aber er ließ sich seine Trauer nicht anmerken, typisch japanisch!

In der Nähe, auf einem anderen Hügel uns gegenüber, gab es ein Sacré-Coeur Kloster mit Schule oder Pensionat. Meine Mutter und ich machten dort einen Besuch, da meine Mutter sich mit der Oberin (sie war Amerikanerin) unterhalten wollte. Es gab dort auch eine große Kirche, die mich sehr beeindruckte. Die Oberin versicherte uns, daß sie, die Schwestern und Schüler dort in Sicherheit seien, denn die Amerikaner wußten, daß sie Amerikanerin sei und würden ihre Schule verschonen und nicht bombardieren. Eines Tages gab es wieder einmal einen Angriff, Bomben fielen auf das Sacré Coeur und zerstörten viel: der Bodenwind hatte die Bomben zu weit vom eigentlichen Ziel abgetrieben.

April 1945 nach Takédao evakuiert

Meine Mutter war bitterböse auf die Verantwortlichen in der Deutschen Botschaft, denn man hatte fast alle Menschen – auch die ledigen Herren der Botschaft, die in einem anderen Haus in demselben Park gewohnt hatten und zu fein waren, unsere Mütter zu grüßen –, in die Berge nach Karuizawa, Sengokuhara etc. evakuiert, aber wir saßen immer noch in diesem Hexenkessel. Doch dann, Anfang April 1945, wurden auch wir in die Berge nach Takédao verfrachtet –

14 Tage später brannte unser Haus völlig nieder. Es war also wirklich unverantwortlich, uns so lange in Tokyo sitzen zu lassen, wir waren sicherlich mit die letzten, um die man sich gekümmert hatte! Takédao liegt etwa 20 Kilometer nordöstlich von Kobe entfernt (Karte S. 51). Dort waren schon andere Deutsche aus Kobe und aus anderen Orten in



Der große Raum im Hotel in Takédao, der durch Verschieben der Türen unterteilt wurde. Hier wohnten wir und hatten Schulunterricht.



Futons werden in den Wandschränken verstaut, der Boden ist mit Tatamis ausgelegt

Quelle: Edmund Fürholzer: Freundesland im Osten (1943), S. 57 (StuDeO Bibl. 2579)

einem japanischen Hotel untergebracht (u.a. die Familien Rasch, Tonn, Zingraff, Grasko, Eberwein, Müller – eine andere als die in Atami). Dieses Mal schliefen wir auf dem Boden, auf Futons und Futons dienten auch als Decken und Kopfkissen, daran mußte man sich erst einmal gewöhnen. Nach typisch japanischer Art konnte man die schön dekorierten Pappwände beiseite schieben und hatte somit einen sehr großen Saal, schob man sie wieder in die alte Position, war der Saal in Räume unterteilt, und in einem solchen Raum ganz am Ende wohnten meine Mutter und ich. Wolfgang hatte wieder sein eigenes Zimmer in einem Gebäude etwas unterhalb des unseren.

Hier lernten wir den „Hibachi“ kennen, der uns warm halten sollte. In den Tatamis war eine viereckige Öffnung, darin befand sich ca. 30/40 cm tiefer auf dem Boden ein transportables rundes Becken mit Holzkohle, darüber ein Gitter und wiederum darüber ein Futon. So saßen wir friedlich vereint unter dem Futon und hielten uns warm, denn sonst gab es keine andere Heizung! Das Hotel hatte zwar verschiebbare Fenster aus Glas und davor auch verschiebbare Holzläden, aber es war trotzdem recht kalt. Auch bekamen wir Kimonos aus Futonstoff, die schön warm hielten. Nach dem Krieg trug ich noch so einen im kalten Köln!

An das Bad, d.h. das Baden, mußten wir uns auch gewöhnen, denn Männlein und Weiblein wuschen sich und badeten nackt und bunt durcheinander (!!!), daran waren wir ja nun nicht gewöhnt! Wir Deutschen teilten es so ein, daß die Mädchen zur gleichen Zeit mit den Müttern gingen und die Jungen mit den Seeleuten. Das „Ofuro“ bestand in diesem Hotel aus einem sehr großen rechteckigen und gekachelten Becken, daraus schöpfte man, wie auch in Indonesien, etwas Wasser mit einem kleinen Behälter, wusch sich gründlichst, spülte sich ab und ging dann erst vollkommen sauber in das gemeinsame Becken, um die Wärme zu genießen! Das Wasser im Becken war sogar ziemlich heiß, denn es kam aus einer Quelle vulkanischen Ursprungs. Wenn ich mich recht erinnere, tranken wir das eisenhaltige Wasser, denn die Quelle befand sich in dem großen Baderaum. In jedem japanischen Haus gibt es ein Ofuro, es ist aber kleiner und besteht aus einem großen Kessel, dessen Wasser man von unten durch ein Feuer erhitzen kann. Auch hier geht man sauber gewaschen in diesen Kessel, damit das Wasser auch von anderen benutzt werden kann.

Im kleinen Takédao merkten wir doch noch etwas vom Krieg: Ein japanisches Jagdflugzeug jagte ein amerikanisches oder umgekehrt, wir standen halb verdeckt hinter einer Mauer und verfolgten gebannt dieses Schauspiel, ohne an Gefahr zu den-

ken; eine Kugel hätte sich ja auch zu uns verirren können, denn das Tal war nicht sehr breit. Für uns war es wie ein Film! Sehr aufregend!

Zu dieser Zeit wurde auch Kobe stark bombardiert, und eines Tages war der Himmel dunkelgrau, man sah die Sonne nicht mehr, Papierfetzen kamen herunter, und uns wurde gesagt, daß es viele Tote gegeben hätte, wir sollten nur nicht in die Stadt fahren, der Anblick der verwüsteten Stadt und der vielen verbrannten und verkohlten Leichen sei furchtbar.²

Nach der deutschen und der japanischen Kapitulation

Nach der Kapitulation Deutschlands [am 8. Mai 1945] war die Stimmung in Japan nicht mehr sehr deutschfreundlich: Die Deutschen hatten sich ergeben, wir waren Feiglinge, Verräter. Es ging dann das Gerücht um, daß wir nach Hokkaido transportiert werden sollten, um in der Landwirtschaft dort zu arbeiten. Ein anderes Mal wurde gesagt, die Japaner wollten uns dort umbringen, und die Mütter hätten alle Zyankali-Kapseln, für den Fall des Falles. Wir haben nie darüber gesprochen, ob es wahr war oder nicht – nach dem Krieg gab es Tabu-Themen!

Dann fielen die Atombomben Anfang August auf Hiroshima und Nagasaki. Wir hörten, daß eine dritte auf Kobe abgeworfen werden sollte. Es war Gott sei Dank nur ein Gerücht. Bald darauf hörten wir, daß der Tenno, der Kaiser, am 15. August 1945 im Radio sprechen würde. Diejenigen, die Japanisch verstanden, hörten gebannt zu und erklärten uns später, daß nun auch Japan kapituliert hätte, worüber wir Deutschen mehr als froh waren, wie man sich vorstellen kann.

Was ich noch sehr gut behalten habe, war das Essen, es war scheußlich! Morgens, mittags und abends gab es eine Graupensuppe, morgens mit etwas süßer Kondensmilch, mittags mit etwas Corned Beef und abends mit Ölsardinen oder Makrelen. Die Japaner hatten diese Konserven für Deutschland hergestellt, aber wegen der amerikanischen Blockade blieben sie im Lande und wurden an uns Deutsche verteilt. So hatten wir doch noch etwas zu essen, denn ganz Japan hungerte! Das Brot war „tetsch“: aufgeschnitten, wir trockneten es erst in der Sonne, dann wurde es geröstet. Es wurde erzählt, daß man Kokons der Seidenraupen darin verarbeitet hätte, wundern würde es mich nicht!

Wolfgang bekam mehr zu essen als ich, weil ich ihm auch sehr gerne meinen evtl. zweiten Teller

² Von Februar bis August 1945 war Kobe mehrmals das Ziel schwerer Luftangriffe.

überließ. Ich war eine schlechte Esserin und das Essen war ja gräßlich. Aus der Süßmilch in Dosen machten wir Bonbons, indem wir sie erhitzen und Kügelchen daraus rollten, wenn sie karamelisiert und eingedickt war. Ich werde mir da meine Kalorien geholt haben! Später in Deutschland wurde bei uns beiden Kindern Untergewicht festgestellt, bei Wolfgang 36% und bei mir 24%.

Trotzdem hatten wir eine schöne Zeit in Takédao, fast keinen Schulunterricht, wir lernten statt dessen viele deutsche Volkslieder mit Herrn Mielcke.³ Wir gingen Beeren sammeln, badeten im Fluß und amüsierten uns trotz des Krieges, bis eines Tages, weit oberhalb unseres Ortes, ein Damm brach, und eine sieben Meter hohe Flutwelle das Hotel überschwemmte. Unser Gebäude litt nicht allzusehr, wohl aber das, in dem mein Bruder Wolfgang wohnte; er verlor vieles, die Sachen, die nicht fortgeschwemmt worden waren, waren alle naß und schmutzig geworden. Auch unserem Hund Bulli erging es schlecht, er wurde von der Flutwelle mitgerissen und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Die Amerikaner und wir



*Mit einem Amerikaner
in Takarazuka*

Die Brücken und Straßen waren alle zerstört, da saßen wir nun also fest. Zu Fuß ging eine der deutschen Frauen nach unten in das Tal und benachrichtigte die Amerikaner, die inzwischen gelandet waren. Sie kamen auch prompt und halfen uns über den Fluß auf die andere Seite, wo wir dann mit Jeeps nach Takarazuka

(gelegen zwischen Kobe und Osaka) gebracht wurden. Da trafen wir auf die Familien Hick, von Dückelmann und Kühn. Dort wurden wir wieder in einem europäischen Hotel untergebracht. Wir schliefen auf unseren Futons auf dem Boden, und als der "Commanding Officer" einmal zu Besuch oder zur Inspektion kam, war er entsetzt, dies zu sehen. Sein Kommentar war: "No white woman is going to sleep on the floor" (Keine weiße Frau darf auf dem Boden schlafen) und ließ uns amerikanische Feldbetten der Armee bringen, die sich auch noch in Deutschland als wertvoll erwiesen. Ich habe noch lange auf einem solchen geschlafen!

³ Heinrich Mielcke (1912 - ca. 1995), ab Nov. 1940 an Deutscher Schule Kobe Lehrer für Sport, Heimatkunde und Geschichte, ab 1941 HJ-Führer in Kobe = Deutsche Jugend Japan (DJJ), Repatriierung 1947 (Biographie StuDeO-Archiv *2502).

Die amerikanischen Soldaten, die im Pazifik gekämpft hatten, waren froh und glücklich, weiße Frauen und Kinder zu sehen, und benahmen sich sehr, sehr nett uns gegenüber. Sie schenkten uns Schokolade und Chewing Gum. Zu Weihnachten lud jede Familie einen G.I. zu sich ein, damit er mit uns Weihnachten feiern konnte. Unser Gast war elsässischer Abstammung, sprach ein paar Brocken dieses Dialektes. Wolfgang sprach ein wenig Englisch, meine Mutter recht gut, und so konnten wir uns gut unterhalten. Ich erzählte dies vor einiger Zeit einem Kanadier, der sehr über die schnelle „Verbrüderung“ erstaunt war, aber so war es – wir waren ja Weiße! Endlich gab es auch wieder etwas zu essen, denn sie versorgten uns mit Reis und anderen Lebensmitteln und langentbehrten Süßigkeiten!

Als einer der Amerikaner hörte, daß meine Mutter aus Köln stammte, „freute“ er sich, von einer ihm bekannten Stadt zu hören: Oh yes, er kannte Köln, o yeah, er hatte diese Stadt vor einiger Zeit bombardiert, „Cathedral kaputt, all kaputt“, ganz Köln kaputt! Meine Mutter war entsetzt und wird wohl innerlich geweint haben: ihre schöne Heimatstadt, der schöne Dom, alles kaputt! Letzteres stimmte, aber der Dom stand!!

Auf dem Rokko bei Kobe

Wieder lebten wir in einer großen Gemeinschaft (40 Personen), das ging den meisten auf die Nerven. Schule hatten wir wohl keine, ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern. Es waren die Amerikaner, die unser Leben organisierten, und so bekamen einige Familien ein Sommerhäuschen auf dem Rokko-san zugeteilt. Der Rokko ist ein Gebirge, das hinter Kobe liegt, und diese Ferienhäuser gehörten wohlhabenden Japanern und wurden uns zur Verfügung gestellt.

Sie waren sehr leicht gebaut, außer einem Öfchen im Wohnzimmer gab es keine Heizung. Der Winter 1946/47 war sehr, sehr hart, ich kann mich noch daran erinnern, daß das Öl in den Flaschen gefror und ein kleines „Würstchen“ oben aus der Flasche herausguckte. Zum Überdruß verbrannte ich mir auch noch vorne meinen Rock, denn ich hatte mich zu nah ans Öfchen gestellt, um mich zu wärmen. Da das Wasser im Haus natürlich abgestellt wurde, mußte mein lieber Bruder Wolfgang mehrmals am Tage mit zwei Eimern Wasser holen gehen! Er trug die Eimer wie die Eingeborenen an den beiden Enden einer Stange, die er über der Schulter gelegt hatte. Jedes Mal stolperte er über eine Wurzel auf derselben Stufe und verschüttete kostbares Wasser. Das war eine Flucherei!! Meine Mutter schleppte die Wäsche zum Spülen zu diesem Wasserbassin, wir mußten erst eine Eisschicht zerschlagen, ehe

wir an das Wasser kamen. Ich, mit meinen 12/13 Jahren, wollte ihr unbedingt helfen und plumps lag ich am nächsten Tag mit Fieber im Bett – ich war doch noch ein wenig zu jung für solch' harte Arbeiten!

Ansonsten war es herrlich für uns, denn Wald und Wiesen umgaben uns, wir hatten viel Freiheit und konnten im nahe gelegenen Garben-Teich auch schwimmen. Dort trafen wir uns oft mit den anderen Kindern und Jugendlichen und picknickten mit einer herrlichen Reis-Gemüsesuppe, die meine Mutter so gut kochen konnte. Das war ein Schmaus! Ich konnte die Tiere beobachten und freute mich über die wundervollen Lilien und all die anderen Blumen, die dort blühten. Welch' eine freudige Überraschung, als ich eine Lilie mit sieben Blüten an einem Stengel fand! Ich legte auch einen kleinen Garten mit Tomaten an, beobachtete jeden Tag das Wachstum der Pflanzen und wartete mit großer Spannung auf die Ernte, die kläglich ausfiel!

Es gab noch viele andere Deutsche, die auf dem Rokko lebten, so hatten wir viele Spielkameraden. Matrosen der Deutschen Marine waren auch in der Nähe, sie wohnten im Golf-Club und einige lebten mit den männerlosen deutschen Frauen aus Niederländisch-Indien zusammen. Unsere Mama aber nicht, wir hatten ja einen Mann: den lieben Sohn und Bruder Wolfgang!

Wir gingen zuerst auf dem Rokko in die Schule, es war eine Behelfsschule, später mußten wir runter nach Okamoto. Das war ein anstrengender Schulweg. Früh raus aus den Betten (5 Uhr), ca. 30 Minuten zu Fuß bis zur Cable Car (ca. 10 Minuten Fahrt), dann wieder

20 oder 30 Minuten laufen, die Eisenbahn nehmen und dann waren wir endlich da! Hinunter ging es ja ganz gut, aber herauf war es oft anstrengend, und in der Mitte des „Kaputt-mache-Berges“ stand ein Stein, auf dem man sich ausruhen konnte. Die vorherigen Lehrer durften nicht lehren, sie waren ja meist Mitglieder der Nationalsozialistischen Partei, so hatten wir u.a. einen sehr jungen Abiturienten. Wir waren auch nicht sehr zahlreich in der Klasse, obwohl zwei Klassen zusammengelegt wurden. Wir lernten trotzdem etwas, denn viele konnten später in Deutschland in derselben Klasse weiterlernen. Ich hatte Pech, denn mir fehlten 7-8 Monate Mathematik, vor allem aber Französisch (ein neues

Fach), und so entschied ich mich, die Quinta noch einmal zu machen, was mir sehr gut bekam, denn nun gehörte ich zu den 2-3 Besten in der „schlechtesten“ Klasse, wir hatten alle durch die Kriegswirren ein, zwei, ja sogar drei Jahre Schulunterricht verloren.

Repatriierung auf der „General Black“ 1947

Die Amerikaner hatten entschieden, daß alle Deutschen und auch Österreicher „zurück“ nach Deutschland mußten. Zuerst waren die Angehörigen der Deutschen Botschaft dran und noch andere Deutsche, die Anfang 1947 mit dem Truppentransporter „Marine Jumper“ eingeschifft wurden, wir folgten im August auf der „General Black“. Es hieß, daß die Amerikaner uns alles Wertvolle abnehmen würden, so verkaufte meine Mutter manch schönes Souvenir und kaufte mit diesem Geld Nähadeln und Nähgarn, da es so etwas in Deutschland nicht mehr gäbe. Nun, die Amerikaner waren nicht so streng, uns wurde nichts abgenommen, und nachdem alle eine DDT-Spritze gegen Flöhe, Läuse und sonstiges Ungeziefer von oben und unten bekommen hatten und gegen allerlei geimpft worden waren, ging es an Bord des Schiffes. Meine Mutter und ich kamen in den großen Raum, der für Frauen bestimmt war, ich lag hoch oben in der 4. „Etag“ (es war „wunderbar“ warm), die unterste war für das Gepäck.

Bei der Abfahrt standen wir wohl alle an Deck und nahmen Abschied von Japan. Sicherlich mit ein wenig oder auch mit viel Wehmut, denn was erwartete uns im zerbombten Deutschland? Wir drei hatten sechs Jahre in Japan verbracht, es gab schwere, aber auch viele schöne Momente. Für uns Kinder war es doch ziemlich unbeschwert gewesen, für die Erwachsenen war es wohl anders. Das enge Zusammenleben in den Hotels brachte auch oft Reibereien mit sich, und

die Mütter mußten ja fast immer alles selber machen, wie Kochen, Waschen, Bügeln, Putzen etc. Beim Ablegen sahen wir in der Ferne den heiligen Berg Fuji-san, ein Zeichen, daß wir einmal wieder nach Japan kommen würden. Das hat sich bei uns leider nicht bewahrheitet.

Auf dem Schiff schlief ich meist an Deck, wo ich mit meiner Freundin Rosje Breymann aus ein paar Decken ein „Haus“ gebaut hatte, unter Deck war es vielen zu heiß. Beim Zwischenstop in Shanghai kamen die „Chinadeutschen“ an Bord, darunter auch ein junges Mädchen (Ulla Rohnstock aus Tientsin), in die sich mein Bruder verliebte, und die später seine erste Frau werden sollte.



In einem der vielen Sommerhäuschen auf dem Rokko bei Kobe wohnten wir im kalten Winter 1946/47

Was mich jedoch damals in Shanghai besonders beeindruckte, war eine Leiche, die im Meer schwamm, und dann später die vielen Bettler und Bettlerinnen, die in ihren Booten aufrecht standen und um Essen baten. Da nahm ein Amerikaner die riesengroßen Kochtöpfe mit Porridge und Gravy (Fleisch mit Soße) und schüttete das ganze Essen in die Boote und auf die Menschen, die alles eifrigst auffingen und es sich in den Mund stopften. Heute noch sehe ich eine alte Frau vor mir, sie war von oben bis unten mit Porridge bedeckt, schabte alles an sich ab, leckte alles auf, endlich gab es etwas zu essen!

Ansonsten verlief die Reise ohne viele Ereignisse. Um ein paar Dollar zu verdienen, spülten wir die Tablets, auf denen das Essen verabreicht wurde und trugen sie an die Eßplätze der Kinder, die zu klein waren, um sie selber zu tragen, dafür bekamen wir ein wenig Geld. Ich war nicht allzu sekrank, meine Mutter dagegen lag fast die ganze Seereise, sie aß nur Schokolade und Apfelsinen. Als wir durch den Suezkanal fuhren, wurden wir geweckt, um Beduinen auf Kamelen sehen zu können. Sie hoben sich in der Morgenröte wie Schattenrisse vom Himmel ab, das war schon beeindruckend, denn wir hatten ja alle Karl May (fast alle Bände!) gelesen, und nun sahen wir seine Gestalten in der Wirklichkeit! In Suez konnten wir unsere wenigen Dollar umsetzen, denn die Verkäufer kamen ganz nah an das Schiff heran, um vor allem Lederwaren zu verkaufen. Als wir durch den Ärmelkanal fuhren, war es Nacht. Das Schiff fuhr ganz langsam, es hieß, es lägen zu viele Wracks von gesunkenen Schiffen im Meer, und wir könnten auflaufen. In der Ferne sahen wir Lichter blinken, es war die französische Küste.

Ankunft in Deutschland, Köln nach dem Krieg

Am 30. September 1947 legten wir in Bremerhaven an, die Amerikaner dort waren sehr unfreundlich und barsch uns gegenüber, welch ein Unterschied zu denen in Japan! Wir wurden in verschiedene Waggons verfrachtet, fuhren die ganze Nacht hindurch und froren, denn während der Nacht war der Himmel sternenklar und morgens war alles weiß, voller Rauhreif.

Dann ging es ab in das Auffanglager Ludwigsburg, wo wir einige Tage verweilten, bis alles geregelt war (u.a. die „Entnazifizierung“). Dort besuchte uns unser Vetter Max-Georg (Scheler), den wir ja schon 1937/38 kennengelernt hatten. Meine Mutter hatte eine Zuzugsgenehmigung für Köln bekommen. Ihre Schwester Josefina Klein hat uns zuerst bei sich untergebracht (wir schliefen auf dem Boden) und hat uns später ein Zimmer bei Freunden besorgt, und das im zerbombten Köln!! Nun, es

war nicht sehr groß und befand sich im Dachboden eines Einfamilienhauses. In diesem Zimmer schliefen wir, es war unser Wohn-, Eß-, Schlafzimmer, unsere Küche, es war alles in einem, aber das kennt wohl jeder aus dieser Zeit! Das Dach war undicht, und wenn es regnete, wurden überall Behälter aufgestellt, auch auf mein Bett, um die Tropfen aufzufangen. Durch Risse in den Mauern konnten wir die Umgebung bewundern, aber wir hatten eine Unterkunft! Andere mußten viel länger im Lager in Ludwigsburg bleiben. Wir hatten Glück!!

Meine Mutter war glücklich, wieder in ihrem geliebten Köln zu sein. Sie traf ihre Schwestern wieder und auch ihre Freundinnen, die sie mit sechs Jahren in der Grundschule kennengelernt hatte. Durch den Ehemann einer ihrer Freundinnen fand unser Vater später auch eine Anstellung als Prüfer im Finanzamt von Nordrhein-Westfalen. Dieses eine Jahr ohne unseren Vater – er mußte solange in Indonesien bleiben, bis seine TBC ausgeheilt war – lebten wir von der Sozialhilfe, von den sehr willkommenen CARE-Paketen aus den USA und auch vom Schwarzmarkt (unsere Mutter auf dem Schwarzmarkt!). Sie verkaufte an Verwandte und Bekannte Waren, die unser Vater schickte: Kaffee, Tee, Muskatnüsse, Zimt, Zigaretten etc. Wir schrieben ihm auch, was wir brauchten (Buntstifte, Zirkel etc.), und er beschaffte es uns.

Aber das schwere Leben, das all unsere Mütter während der letzten Jahre fast ganz alleine hatten meistern müssen, hörte mit der Ankunft in der Heimat nicht auf, denn es herrschte Wohnungs-, Geld- und Lebensmittelmangel, und überall mußte man anstehen, um etwas zu ergattern. Mein Bruder kletterte auf die vorbeifahrenden Güterzüge, die vom nahe gelegenen RWE (Rheinisch-Westfälisches Elektrizitätswerk) Kohle und Briketts transportierten, und warf Briketts herab, die wir fleißig aufsammelten, so konnten wir unser Zimmer besser heizen. Später baute mein Bruder sich eine kleine Bude unter dem Dach, und als unser Vater zu uns stieß, mußte der Besitzer des Hauses sein Zimmer an unseren Vater abgeben.

Unsere Mütter hatten alle während dieser vergangenen sieben langen Jahren sehr, sehr viel Kraft und Mut gebraucht, um alles zu meistern. Mein Bruder und ich hatten großes Glück, denn unsere Mutter hat uns eigentlich nie merken lassen, wenn sie mal mutlos wurde, sie war fast immer fröhlich aufgelegt, ihre rheinische Natur schien meistens durch, und so war sie für uns immer eine Stütze und der Zentralpfeiler unserer kleinen Familie, wie mein Bruder in seinen Erinnerungen schrieb.

Mit der Ankunft unseres Vaters am 13. Oktober 1948 begann wieder ein neuer Lebensabschnitt!

wenn noch starker Seegang dazu kam. So klappte meine Frau eines Tages zusammen und für fünfzehn Minuten sah es sehr bedenklich für sie aus, da das ausgesetzte Herz nicht wieder anspringen wollte. Kampferspritze, Kochsalzeinläufe etc. brachten sie aber doch wieder zu sich, und einige Tage Hospitalaufenthalt taten das übrige. Über das 1a eingerichtete Hospital, die vorzüglichen und netten Ärzte, die Verpflegung im Lazarett etc. ist meine Frau des Lobes voll.² Natürlich war der Dampfer ein Truppentransporter und damit kein erstklassiges Passagierschiff, aber es muß gesagt werden, daß unsere Behandlung auf dem Schiff und auch das Essen etc. ganz ausgezeichnet waren [*Aufzählung der Speisen*]. Ferner konnten wir einmal wöchentlich an den PX-Rationen teilhaben, das waren Sonderrationen, die den Truppen gegen Kauf zur Verfügung gestellt wurden [*Tabak, Zigaretten etc. und Toilettenartikel*]. Außerdem wurde es uns erlaubt, in Port Said, dem einzigen Hafen, in dem wir anlegten, zu besorgen: Kaffee, Tee, Schmalz [...]. Von Händlern, die längs des Schiffs kamen, konnten wir noch Lederwaren, namentlich Koffer, Handtaschen etc. kaufen. Kinovorführungen gab es ebenfalls an Bord, und wir selbst veranstalteten Konzerte und Vorführungen aller Art, für die Kinder auch Kasperle-Theater usf.³ Jedermann bis zu 70 Jahren hatte seinen Dienst, sei es Wacht-, Küchen-, Hospitaldienst, Bäckerei, Quartierreinigen, Essenausgabe etc., denn wir bedienten uns von A bis Z selbst. Dem „Troopcommander“, Colonel Lattimore, und Kapitän Fischer muß höchstes Lob gezollt werden.⁴ So verlief denn die Reise, die genau

² Als Krankenschwestern dienten sieben erfahrene Diakonissen des Deutschen Hospitals Peking (StuDeO-INFO Dez. 2014, S. 38).

³ Die Deutschen gaben sogar eine Bordzeitung heraus, „Round Robin“ genannt, 26 Ausgaben vom 9. Juli bis 3. August 1946. Die letzte Ausgabe, die „Souvenir-Edition“, enthält gegenseitige Danksagungen von Redaktion und Schiffsleitung – ein Beleg für das gute Einvernehmen (StuDeO-Archiv *1864).

⁴ Col. W. C. Lattimore war ein „Gentleman-Offizier“. Er bekam den ersten Schreck, als in Takubarre (vor Tientsin) Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm an Bord kamen, denn er hatte Order, POWs (Prisoners of

vier Wochen dauerte, auch recht schnell und gut, und wir waren uns bewußt, daß wir noch oft an die „Marine Robin“ denken würden, namentlich an das gute Essen.

Geschichte einer Wolldecke

Auf unserer Heimreise 1946 von Shanghai nach Deutschland wurden uns Wolldecken auf der „Marine Robin“ zugeteilt. Für die Zugfahrt von Ludwigsburg in unsere Heimatstadt Bielefeld durften wir die Decken mitnehmen, mit der Auflage, sie am Ziel unserer Reise zurückzugeben. Als das Militär durch den Zug ging, um die Decken wieder einzusammeln, sagte meine Mutter zu mir: „Ich wickele Dich jetzt fest in die Decke ein und Du stellst Dich schlafend.“ Gesagt – getan! Die MP forderte meine Mutter dann auf: „Please, give me back the blanket!“ – „Oh, no, no, no, my baby (ich war sieben Jahre alt) is sleeping“, antwortete meine Mutter. Mit einem Blick auf das kleine Bündel und einem „okay“ gingen die MPs ohne die Decke weiter. Und so hat sie mich in den folgenden sehr kalten Wintern in der Heimat immer wieder gewärmt.

Ursula Schrewe geb. Vornhecke

Sumatra: Moera Laboeh 1939-1941, Shanghai: Deutsches Heim 1941-1946.

Die historische Decke befindet sich heute im Wolfgang Müller-Haus in Kreuth.

Ankunft in Deutschland und im Lager

Unbekannt blieb uns während der Dampferfahrt, wohin es mit uns in Deutschland gehen würde. Bremerhaven sollte unser Anlegehafen werden und wurde es auch. Es hieß auch, daß wir ins Durchgangslager kommen würden. Erst tags zuvor, das war am 5. August morgens, erfuhren wir, daß es am nächsten Tag in Viehwagen weitergehen würde, und zwar nach Augsburg, aus dem später Asperg und dann Hohenasperg wurde, was nahe bei Ludwigsburg liegt. Zu je ca. 28 Mann kamen wir in Viehwagen eines Güterzugs, der nicht immer in einwandfreier Verfas-

sung war. Aber wir bekamen unsere Wolldecken vom Dampfer mit [*auch dafür hatte sich Lattimore eingesetzt*], auch war die Verpflegung ausreichend. Nach etwa 36 Stunden Fahrt erreichten wir gegen 3 Uhr morgens Ludwigsburg und wurden hier von Frau und Kindern getrennt, die vorweg in ein anderes Lager als wir kamen.⁵ Die Männer kamen, ebenfalls per Trucks, nach Hohenasperg, ein großes, schön gelegenes und gut eingerichtetes ehe-

War, Kriegsgefangene) nach Deutschland zu transportieren. Er sah bald, daß es keine „gefährlichen Nazis“ waren. Daraufhin leitete er alle möglichen Maßnahmen ein, z. B. wurden ausgehängte Bunks (mit Leinwand bespannte Metallrahmen, von denen 4 oder 5 übereinander in den Schlafräumen als Betten dienten und teils hochgeklappt werden konnten) vor der Reling befestigt, um zu verhindern, daß Kinder über Bord gingen. Es wurde ein Kinderdeck abgeteilt, in dem die Kinder sich gefahrlos aufhalten konnten, da die Schlafräume keine Aufenthaltsmöglichkeiten boten. Da es sich um einen Truppentransporter handelte und im großen Speisesaal die Soldaten stehend an entsprechend hohen Tischen aßen, wurden einige Tische kurzerhand abgesägt und nach unten versetzt, so daß Mütter mit Kleinkindern daran Platz nehmen konnten. In Port Said erlaubte er den (rationierten) Einkauf von diversen Dingen, die im zerstörten Nachkriegsdeutschland als Tauschobjekte ein Vermögen wert waren (StuDeO-Archiv *1199).

⁵ Frauen und Kinder wurden im Lager 77 untergebracht, wobei Jungen ab 8 Jahren zu ihren Vätern nach Hohenasperg kamen.

maliges Zuchthaus. Hier lagen wir auf Zimmern von eins bis acht Mann, nicht als „Kriegsgefangene“, sondern als „detained persons“ [Häftlinge]. Man erlaubte uns trotzdem nur einen Brief von vorgeschriebener Länge per Monat zu schreiben.

Eine Angabe, wohin wir zu gehen beabsichtigten, mußte gemacht werden. Ich gab auf gut Glück „Bonn“ an, in der Hoffnung, daß noch etwas vom Museum [Koenig] und damit von meinen [Schmetterlings-]Sammlungen erhalten geblieben wäre und ich dann daran arbeiten könnte. Das Lager diente also allein dazu, uns über unsere politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse auszufragen. Außer Holzhacken, Grasschneiden, Hof- und Gartensäubern waren wir nur noch mit Fragebogenausfüllen und mündlichem Verhör beschäftigt. Verhört wurden wir von Herren der Intelligence Abteilung [„Entnazifizierungsverfahren“]. Ich wurde nach nur 16 Tagen als „no charge against me“ aus Hohenasperg entlassen und war wieder frei. Entlassen wurden wir in Lots [Gruppen] von je ca. 40 bis 50 Mann meist zweimal die Woche. Die Frauen (und Kinder) wurden jeweils gleichzeitig mit ihren Männern entlassen. Man traf sich dann morgens am Bahnhof Ludwigsburg, wohin wir nebst Gepäck per Truck gebracht wurden, nachdem tags zuvor eine korrekt verlaufende Gepäckrevision stattgefunden hatte.

Neue Heimat Bonn, Suche nach einer Unterkunft

Da ich nach meiner Entlassung noch nicht wußte, wohin ich gehen sollte, blieb ich einstweilen in Ludwigsburg, um Erkundigungen von hier aus vorzunehmen. Wie erfreut war ich, als ich vom Museum Koenig das Telegramm erhielt: „Sammlungen [sind] erhalten, Arbeitsmöglichkeit vorhanden, Unterkunft aber so gut wie aussichtslos.“ Nun war der Würfel gefallen, Bonn sollte meine Heimatstadt werden. Ich erfuhr die Adresse unseres Sohnes Svend – nach 7½-jähriger Trennung sahen wir uns wieder.

Nun wurde die gemeinsame Reise nach Bonn vorbereitet. Sonntagmorgen, den 15. September 1946, trafen wir dort ein, wohnten in Hotels und Pensionen, wo wir gemäß Vorschrift jeweils nur drei Tage wohnen durften und daher ständig in ein anderes Quartier umziehen mußten. Wir bemühten uns dauernd, eine Wohnung zu finden, denn ohne eine solche vorzuweisen, gibt es keine Zuzugsgenehmigung und damit auch keine vollen Lebensmittelmarken. Bonn ist stark durch Bomben zerstört, daher sind Wohnungen äußerst knapp bei fortwährendem Drängen von Ostflüchtlingen. Endlich gelang es mir, für uns vier ein Zimmer in Untermiete zu finden, vierzehn Tage danach wurde ein

zweites Zimmer frei. Und in diesen beiden sitzen wir nun heute.

Ich arbeite schon im Museum, mußte aber bis vor wenigen Tagen von einer Behörde zur anderen rennen, bis ich jetzt endlich Bonner Bürger geworden bin. Paul-Erik ist Obersekundaner des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums und Svend hat sich bei der Bonner Universität immatrikulieren lassen. Er muß sich in der nächsten Zeit wieder einen Knochenheil herausoperieren lassen. Hoffentlich ist das dann die letzte der vielen Operationen.⁶

Arbeit im Museum Koenig und Alltagsleben

Das Museum als solches hat durch die Bombenangriffe etc. nicht so sehr gelitten, doch sind die Sammlungen, die alle in den Kellerräumen für die vielen Jahre untergestellt waren, recht mitgenommen. Davon wurden hauptsächlich die Insekten betroffen, und diesen Schaden zu beheben ist zur Zeit meine Hauptarbeit. Einstweilen bin ich noch nicht Angestellter des Instituts, vielleicht werde ich es einmal später, doch kann ich mir wohl bis dahin etwas mit Präparieren verdienen. Immerhin macht mir meine Arbeit Freude und durch sie habe ich eine dauernde Erinnerung an China, das einem ja doch zu einer zweiten Heimat geworden ist. Leider ist Heizung für das Museum bis jetzt nicht bewilligt worden, und so wissen wir noch nicht, wie das mit dem Arbeiten in diesem Winter werden wird. Bonn und seine Umgebung sind recht schön und die nahe liegenden Wälder habe ich selbstverständlich schon kennengelernt, ja bereits Bucheckern und Edelkastanien gesammelt. Erstere sollen, wenn dies Mehl und Zucker zulassen, anstatt Mandelbelag zum Streuselkuchen für Weihnachten dienen. Meine Frau muß sich noch tüchtig einleben.⁷ Da wir zur Zeit einen gemeinsamen Haushalt mit unseren Vermieterinnen führen, hat sie eine gute Gelegenheit, sich in alles einzuarbeiten, d.i. Einkäufe tätigen etc., was ja heute durch das oft stundenlange Anstehen vor den Läden auf den kalten, zugigen Straßen nicht gerade angenehm ist.

Auch sonst müssen wir uns noch alle sehr akklimatisieren, frieren tun wir jedenfalls schon genug, aber die geborenen Bonner ebenso. Wie gesagt, ist es mit Wohnungen in Deutschland schlecht bestellt. Viele Häuser sind durch Bomben zerstört; große schöne und heil gebliebene sind vielfach von

⁶ Svend Höne (1919-1983) war in der Schlacht um Stalingrad im Winter 1942/1943 schwer verwundet worden. Später war er bis zu seiner Pensionierung bei der Bundeswehr auf der Hardthöhe Bonn tätig. Paul Erik Höne (geb. 1929) studierte zuerst Physik, dann Elektrotechnik.

⁷ Die meisten Ostasienfrauen hatten keine Haushaltserfahrung, was bei den eingeschränkten Verhältnissen im Nachkriegsdeutschland zusätzliche Probleme schaffte.

den ausländischen Militärbehörden belegt. [Es folgt eine Beschreibung des Mangels an Kohlen, Holz und Lebensmitteln, vor allem an Fett und Fleisch.] Das Wenige, das es gibt, kann nur mit Bezugsscheinen bezogen werden. Wer heute daher

noch nicht nach Deutschland einzureisen braucht, sollte da bleiben, wo er ist, denn mit einem Aufbau geht es immer noch nicht voran. Aber wir alle wollen deshalb doch nicht den Kopf hängenlassen und das Beste daraus machen.

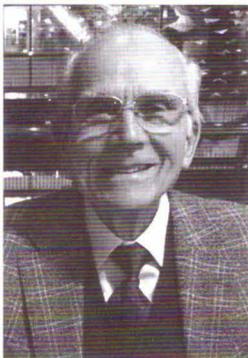
Geschätzt, geehrt und schikaniert

Friedrich Jacob (Fritz) Klicker – Bergbauingenieur in China (1907 bis 1952)

2. Teil (Schluß)

Hellmut Klicker

Zur Einführung: Fritz Klicker (1883-1955) war seit 1927 Chefingenieur der Chung Hsing Coal Mining Co. in Tsaochuang (Zaozhuang). Das Gebiet in Süd-Shandong nahe der Grenze zur Provinz Jiangsu verfügte über große Kohlevorkommen. Von 1938 bis 1945 war Tsaochuang japanisch besetzt.



Hellmut Klicker 2016

Dem Ehepaar Klicker wurden zwischen 1924 und 1944 vier Söhne geboren. Von 1939 an wohnte Hedwig Klicker mit den Söhnen in Tsingtau, weil sie dort die deutsche Schule besuchen konnten.

Der Verfasser, 1931 als dritter Sohn von Fritz Klicker in Peking geboren, lebt in Ashiya bei Kobe (s. Karte S. 51). Die Aufzeichnungen (StuDeO-Archiv *0367) verfaßte er 1997. Der Zeitabschnitt von 1949 bis 1952 wurde stark gekürzt.

Nach der japanischen Kapitulation (1945) von Kommunisten verschleppt

Li Tsungkuang [der frühere chinesische Geschäftsführer der Mine] behielt recht mit seiner Prognose, daß die japanische Okkupation nicht von Dauer sein würde. Was er allerdings nicht vorausgesehen hatte, war der Bürgerkrieg und dessen Ausgang. Bereits unmittelbar nach der japanischen Kapitulation [am 2. September 1945] drohte der Krieg zwischen den Nationalen und den Kommunisten erneut aufzuflammen. Amerikanische Vermittlerteams bemühten sich, dies zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, da keine Seite zu Kompromissen bereit war. Auch in Tsaochuang wirkte ein solches Team vergebens.

Nach dem Abzug der Amerikaner eroberten die Kommunisten Tsaochuang. Mit der eingeschlossenen Garnison hatten sie leichtes Spiel. Es waren

zweifelhafte Partisanen,¹ die sich während der japanischen Besetzung in den Bergen herumgetrieben hatten und eher mit den Banditen vom Baozigu als mit regulären Truppen vergleichbar waren. Bei den Kämpfen um Tsaochuang wurde das Bergwerk weitgehend zerstört.

Als die Nationalen zu einem Angriff ansetzten, wurde mein Vater am 6. Oktober 1946 von den Kommunisten „zu seinem persönlichen Schutz“ in die Berge verschleppt. In Nachtmärschen (zum Schutz vor Luftangriffen) ging es zunächst ostwärts und später nordostwärts, teils in Küstennähe. Wiederholte Versprechen, daß er nach Hause entlassen würde, wurden nicht erfüllt. Obwohl man dies immer wieder bestritt, war mein Vater jetzt ein Gefangener der Kommunisten. Er dürfe sie begleiten, um zu verhindern, daß sich die Feinde des Volkes seiner Hilfe bedienen, erläuterten ihm seine „Beschützer“ zynisch. Unterbringung und Verpflegung waren äußerst dürftig. Schreiben war verboten. Wir hatten jahrelang kein Lebenszeichen von meinem Vater. Unter den Mitgefangenen befanden sich auch höhere Offiziere der Kuomintang-Armee. Ein Fluchtversuch mißlang und hatte verschärfte Haftbedingungen zur Folge. Schließlich erreichten sie Weihai, von wo aus sie nach Dalian übersetzten.

In der Mandschurei von Dezember 1947 bis Mitte 1949

Die ehemalige Mandschurei, heute Dongbei (Nordosten), bestehend aus den Provinzen Liaoning, Heilongjiang und Jilin, war zu dem Zeitpunkt schon weitgehend in den Händen der Kommunisten. Von Dalian aus ging es weiter über Dandong

¹ Wilhelm Matzat: In Schantung gab es 1937 bis 1945 chinesische Partisanen (gegen die Japaner) mit verschiedenen Ideologien: einige waren kommunistisch, andere waren ehemalige versprengte Kuomintang-Soldaten („Nationalchinesen“), andere einfach Räuberbanden.

und streckenweise den Yalu-Fluß [Grenzfluß zu Korea] entlang nach Tonghua und weiter in den kalten Norden. Im Dezember 1947 traf mein Vater, nach 14-monatiger Odyssee, krank und total erschöpft in Harbin ein. Von den langen Fußmärschen bei völlig unzureichender Ernährung hatte er sich einen Leistenbruch zugezogen, der sofort operiert werden mußte. Nachdem er sich einigermaßen von den Strapazen erholt hatte, wurde ihm endlich eine Aufgabe zugewiesen. Er wurde vom Industrieminister, der ihm freundlich gesonnen war, persönlich beauftragt, ein Gutachten über verschiedene Kohlenreviere mit Vorschlägen für deren weitere Entwicklung bzw. Wiederinstandsetzung zu erstellen, das ihm später in Tsingtau fast zum Verhängnis werden sollte.² Die Wiederinstandsetzung von Anlagen war von äußerster Dringlichkeit, da die Sowjetarmee, nach ihrem Einfall in die Mandschurei, die dortige Industrie weitgehend durch Demontage lahmgelegt hatte. Im Verlauf der Studie besuchte mein Vater die Jixi-Gruben und die Kohlenreviere bei Hegang (beides in Heilongjiang, der nördlichsten Provinz Chinas), Jilin in der gleichnamigen Provinz, Fushun und Benxi in der Provinz Liaoning. Seinen dringenden Wunsch nach Hause fahren zu dürfen, versprach der Minister nach der „Befreiung“ von Tsingtau zu erfüllen.

Tsingtau 1949-1952

Anfang 1949 begann sich die endgültige Niederlage der Nationalen abzuzeichnen. Ende Januar fiel Peking, Ende Mai Shanghai und im Juni rückten die Kommunisten in das von der U.S. Seventh Fleet geräumte Tsingtau ein. Der Minister hielt sein Versprechen, und mein Vater durfte auf Urlaub nach Tsingtau zurückkehren, wo er nur noch meine Mutter, Erich und meine Großmutter (Martha Trendel) antraf.

Es war nicht mehr das alte Tsingtau. Wenig Verkehr auf den Straßen, dafür viele Spruchbänder und Plakate mit Karikaturen und Hetzparolen gegen Volksfeinde, gegen Ausländer generell und besonders gegen die Amerikaner. Die Stimmung in der Zivilbevölkerung war gedrückt. Von einer Befreiungseuphorie konnte keine Rede sein. Als Ausländer mußte sich mein Vater sofort beim Fremdenamt „wàishìchù“ melden. Er bemerkte sofort, daß von dieser Behörde nichts Gutes zu erwarten war. Der Ausländerhaß stand den Beamten ins Gesicht geschrieben. Ihr Benehmen war rüpelhaft und gehässig. Es ärgerte sie, daß meinem Vater ein Urlaub genehmigt worden war. „Für die Volksfeinde

² Er wurde deshalb als Verräter, imperialistischer Spion und Gegenrevolutionär beschimpft und des Geheimnisverrats beschuldigt.

haben Sie jahrzehntelang gearbeitet, aber für das Volk wollen Sie wohl nicht arbeiten“, hieß es gleich zur Begrüßung. Er erhielt zunächst nur eine befristete Aufenthaltsgenehmigung für drei Monate. Meinem Vater erschien die Fremdenfeindlichkeit in Tsingtau, die sich nach Beginn des Koreakrieges im Juni 1950 noch weiter steigerte, besonders ausgeprägt. Vergleichsweise war er in den Fremdenämtern von Peking und Tientsin vorher korrekt behandelt worden.

Ein Grund für die bösertige Ausländerfeindlichkeit in Tsingtau mag in der Person von Kang Sheng zu suchen sein, der 1949 zum Politischen Kommissar des Militärbezirks Shantung ernannt worden war und Ende Juni 1949 eine Villa in der Rongcheng Lu bezog. Kang Sheng wurde in der Nähe von Tsingtau als Sohn eines wohlhabenden und gebildeten Grundbesitzers geboren. Er wurde konfuzianisch erzogen und besuchte die von Richard Wilhelm geleitete Deutsch-Chinesische Mittelschule in Tsingtau. Verwöhnt und verdorben, wie viele Söhne reicher Eltern im alten China, paarte sich in ihm Intelligenz und Feinsinnigkeit mit einem Hang zum Bösen. Die humanistische Erziehung vermochte seinen Charakter nicht zu verändern.

Die aus der gleichen Gegend stammende Jiang Qing (Frau Mao Zedong) kannte er seit früher Jugend. Sie waren beide ehrgeizig und skrupellos. Als Meister der Intrige verstand er es später, Jiang Qings Nähe zu Mao und sein eigenes Ansehen als kunstverständiger Ästhet zu nutzen, um den Großen Vorsitzenden maßgeblich zu beeinflussen. Während des Studiums in Shanghai trat er der Kommunistischen Partei bei und wirkte im Untergrund. Es folgte ein Aufenthalt in Moskau, wo er die stalinistischen Säuberungsaktionen erlebte und den letzten Schliff für die Ausübung von politischem Terror erhielt. Als Leiter des Geheimdienstes in Yan'an und als „Großinquisitor“ der Kulturrevolution entwickelte er eine nahezu grenzenlose Phantasie im Ersinnen von subtilen Grausamkeiten. Dabei agierte er meist im Hintergrund, ohne sich zu exponieren. [...]

Umerziehung und Verfolgung

Unmittelbar nach dem Einmarsch der Kommunisten begannen die Umerziehung der Bevölkerung und die Verfolgung von „Volksfeinden“. Nicht nur die Jugend, sondern auch die Erwachsenen mußten sich einer Umerziehung unterziehen. Alle wurden angehalten, ihre Mitmenschen zu bespitzeln und volksfeindliches Verhalten anzuzeigen. Denunzianten wurden belobigt. Diener mußten über ihre Herrschaften berichten. Unser Koch mußte allabendlich zu Versammlungen zwecks Indoktrination, auch die Amah wurde öfters gerufen. Sehr böse-

artig war ihr siebenjähriger Sohn. Er erhielt in der Schule den Auftrag, unsere Eltern ständig zu beobachten, Besucher zu melden, ob Chinesen oder Ausländer, und die Kosten für den Haushalt herauszufinden. Chinesische Freunde wagten daraufhin nicht mehr zu kommen. Tagsüber fanden sich Genossen in der Küche ein, um dort auf die Dienstboten einzuwirken und Informationen zu sammeln. In ihrer Gegenwart durften Koch und Amah nicht freundlich zu meinen Eltern sein. Trotz dieser permanenten Gehirnwäsche blieben unsere Dienstboten bis zum Schluß loyal. Das war durchaus nicht die Regel. Viele Europäer wurden von ihren Dienstboten schikaniert. Obwohl viele nichts mehr taten, durften sie nicht entlassen werden. Schritt für Schritt wurde die Überwachung der Bevölkerung verschärft. Die Schraube wurde immer fester angezogen. Keiner fühlte sich mehr sicher.³

Der Grund, weshalb sich meine Eltern nicht eher um die Ausreise bemühten, war der Wunsch der Chung Hsing Coal Mining Co., meinen Vater weiterhin zu beschäftigen. Es bestand zunächst noch die Hoffnung, daß das Bergwerk den Eigentümern zurückerstattet würde. Li Tsungkuang, der auch über eine Reederei verfügte, der Chung Hsing Steamship Co., Ltd., hatte sich vor dem Fall von Shanghai mit seiner Flotte nach Hong Kong abgesetzt. Er hat sich dann aber durch heuchlerische Versprechen überlisten lassen, mitsamt seinen Schiffen nach China zurückzukehren. Er hoffte, das zerstörte Bergwerk mit Hilfe meines Vaters wiederaufbauen zu können. Die Chung Hsing Coal Mining Co. zahlte meinem Vater ein Wartegeld, wovon unsere Familie in Tsingtau lebte. Anfang 1952 wurden jedoch die Konten der Gesellschaft gesperrt und das Unternehmen verstaatlicht. Danach wurden auch die Zahlungen an meinen Vater eingestellt, so daß ein weiterer Verbleib in China unmöglich wurde.

Unsere Eltern beantragten deshalb sofort die Ausreisegenehmigung, die auch bald erteilt wurde. Sie hatten 1950 vom französischen Konsulat in Tientsin „Saarpässe“ erworben,⁴ die sie möglicherweise vor noch Schlimmerem bewahrten. Ihre alten deutschen Reisepässe waren ungültig, und eine

³ Es folgen acht Seiten Beschreibungen der Behandlung von Einheimischen und Ausländern, wovon zwei Seiten die Verhöre und andere Schikanen schildern, die Fritz Klicker in Tsingtau infolge seines in der Mandschurei erstellten Gutachtens erleiden mußte.

⁴ Das Saarland wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von Deutschland abgetrennt und Frankreich zugeteilt. Im Juli 1948 erhielten alle Saarländer eine eigene Staatsangehörigkeit („Saarpaß“). Infolge einer Volksbefragung im Oktober 1955 trat das Saarland 1957 der Bundesrepublik Deutschland bei.

Vertretung der BRD, die neue hätte ausstellen können, gab es zu der Zeit nicht.

Noch kurz vor der Ausreise hatte mein Vater zwei unangenehme Erlebnisse, die das tiefe Mißtrauen widerspiegeln, das dem System eigen ist. Wir besaßen zwei sehr wertvolle Bronzen, die wenig beachtet in Nischen unseres Treppenhauses standen. Die eine stellte die Göttin der Gnade (Kuan-yin bzw. Bodhisattva Avalokitesvara), die andere eine Gruppe von drei Gelehrten dar. Da unsere Eltern sie nicht mitnehmen durften, übergab sie unser Vater dem Kustos des Städtischen Museums. Dieser war hochofret über die großzügige Spende. Ganz und gar nicht erfreut waren hingegen die zuständigen Funktionäre. Unser Vater und der Kustos wurden stundenlang verhört. Man wollte wissen, was unser Vater für die Bronzen bekommen habe. Uneigennützige Motive gab es für diese Menschen nicht, Schlechtigkeit galt als gegeben. Hinter allem vermutete man dunkle, reaktionäre Machenschaften. Trotz massiver Drohungen blieb das Verhör ohne Folgen.

Ähnlichen Ärger hatte mein Vater mit seiner Mineraliensammlung. Er hatte die umfangreiche Sammlung einmal einigen Professoren der Shantung Universität gezeigt. Nun baten ihn diese, die Sammlung der Universität zu überlassen, da er sie ja nicht mitnehmen könne. Mein Vater war einverstanden, und die Professoren verständigten pflichtgemäß die Polizei. Wieder wurden die Ordnungshüter mißtrauisch und ließen ihn kommen. „Weshalb wollen Sie den Professoren etwas schenken? Wie lange kennen Sie die Herren? Was erhalten Sie als Gegenleistung?“ Etc., etc. Wiederum Fragen über Fragen, bis man ihn endlich entließ. Dann schaltete sich das Fremdenamt ein. Er müsse bei der Übergabe der Sammlung an die Universität zugegen sein. Er nahm diese Aufforderung nicht zur Kenntnis. Er hatte die Ausreisegenehmigung in der Tasche und genug von dem albernem Gehabe. Das Maß war voll.

Vor der Ausreise aus Tsingtau Mai 1952

Dennoch blieb bis zur letzten Minute ein Gefühl der Unsicherheit. Immer wenn das Hoftor aufging oder es nachts unruhig wurde, schreckten meine Eltern hoch. „Sie kommen wieder“, war der erste Gedanke. Es ging ans Packen, aber soviel war gar nicht zu packen. Vieles durfte oder konnte nicht mitgenommen werden. Alle chinesischen Antiquitäten mußten zurückbleiben [...].

Besonders schmerzlich war natürlich der Verlust unseres schönen Hauses in der Taipingjiao Er Lu Nr. 7. Die Eigentumsurkunde mußte mein Vater, kurz vor der Ausreise, dem Fremdenamt aushändigen. Somit wurde ihm und seinen Erben die Mög-

lichkeit genommen, das beschlagnahmte Eigentum später einmal einzuklagen. Ein paar Koffer und Kisten waren die traurige Bilanz von 45 Jahren in China. Heute gehört unser Haus der Volksbefreiungsarmee, die es an Interessenten vermietet. Zur Zeit meines Besuches in Tsingtau im Jahre 1994 diente es der Honorlux Estate Development Co. aus Hong Kong als Büro und Wohnhaus. Den Honorlux-Leuten hatte man erzählt, es sei 1953 erbaut worden. Ich konnte sie eines anderen belehren.

Vor der Ausreise gab es noch viele Formalitäten zu erledigen. Die Umständlichkeit und Engstirnigkeit der Behörden war unglaublich. Immer wieder versuchten die Beamten, sich der Verantwortung zu entziehen. Jeder war darauf bedacht, bloß nichts falsch zu machen und unangenehm aufzufallen. Manchmal befürchteten meine Eltern, ihr Schiff zu verpassen. Das wäre fatal gewesen, denn es liefen nur noch sehr selten ausländische Schiffe Tsingtau an. Der Hafen war nahezu tot. [...]

Am letzten Morgen gingen meine Eltern noch einmal gemeinsam durch das Haus, um von ihrem Besitz und den treuen Dienstboten Abschied zu nehmen. Daß sie den Koch und die gute Amah ihrem Schicksal überlassen mußten, fiel ihnen besonders schwer, denn diese waren als Angestellte von Ausländern gebrandmarkt und hatten nichts Gutes zu erwarten. Mit dem Pferdewagen, wie in der guten alten Zeit, ging es zum Hafen. Private Kraftfahrzeuge und Taxis gab es nicht mehr.

Bei der letzten Fahrt durch Tsingtau erinnerte sich mein Vater an seine Ankunft vor 45 Jahren. Als jungem Ingenieur erschien ihm China damals als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Es stand am Anfang der Industrialisierung und hatte einen großen Nachholbedarf. Daß die Industrialisierung, aus politischen Gründen, nie recht in Schwung kam, war damals noch nicht vorauszusehen. Für den neuen Anlauf waren jetzt Ausländer nicht mehr gefragt. Das kommunistische China

wollte sie alle loswerden. Es rächte sich für die erzwungene Öffnung des Landes, die „Ungleichen Verträge“ [1842-1901] und die japanischen Überfälle, aber leider nicht an den Schuldigen.

Manche Gebäude riefen Erinnerungen wach: Das Direktionsgebäude der Schantung-Bergbau-Gesellschaft in der Taiping Lu, das Deutsche Heim, die Deutsche Schule und besonders die Christuskirche,

in der Kurt, Rolf und ich konfirmiert worden waren und Erich getauft wurde. Jetzt finden dort Tanzveranstaltungen statt!⁵ Die Genossen tanzen gern, denn das war die Leidenschaft ihres Großen Vorsitzenden. [...]

Bei der Zollabfertigung wurde alles bis ins Kleinste untersucht. Selbst die Fotoalben wurden durchgeblättert und jedes einzelne Bild geprüft. Alle Fotos, die uns mit Chinesen zeigten, alle Straßenszenen mit Rikschas und viele Bilder von Mönchen, Bauern, Händlern etc. wurden herausgefetzt. Schließlich mußten sich meine Eltern noch ausziehen für eine Leibesvisitation. [...]

Erschöpft ging mein Vater mit der Familie an Bord. Bald darauf wurde der Landesteg hochgezogen, und die „Heinrich Jessen“ stach pünktlich mit Kurs auf Tientsin in See. Es war Ende Mai 1952, ein wunderschöner Frühlingstag. Noch einmal glitt das Panorama von Tsingtau vorbei: Die schmucken Villen mit den roten Dächern, im Hintergrund die bewaldeten Hügel, die Fels- und Badestrände, das Laoshan-Massiv. Vom Meer aus gesehen

war es immer noch „die Perle am Gelben Meer“, die schönste aller chinesischen Küstenstädte!

Schlußwort

Trotz des traurigen Abschieds blieb mein Vater zeitlebens ein Freund Chinas. Er sah die Isolation in der Mao-Ära als vorübergehendes Phänomen und war überzeugt, daß man sich wieder dem Westen zuwenden würde, ohne den die Industrialisierungspläne nicht verwirklicht werden könnten. Seine unveröffentlichten Memoiren widmete er den „lao bai xing“, dem chinesischen Volk.



Unser Tsingtau-Haus Taipingjiao Er Lu, 2009



Tsingtau: Deutsches Eck mit Christuskirche um 1940 (oben) und 2009

⁵ Die Christuskirche wird seit 1980 wieder gottesdienstlich genutzt (Matzat).

„Chinesisch ist die leichteste Sprache ...“ Ein kleiner Überblick über die Bemühungen, sich diese Sprache anzueignen.

zusammengestellt und kommentiert von Martina Böleck

Das Zitat des Missionars und Sinologen Richard Wilhelm in der Überschrift dürfte bei vielen Chinesischlernern auf Widerspruch stoßen. Ist Chinesisch nun leicht oder schwer? Verzweifelt man beim Lernen oder lernt man es quasi im Schlaf? Hängt es von der Methode ab, vom Lehrer oder gar von der Haltung, mit der man sich der Sprache nähert? Viele China-Deutsche haben es gar nicht erst versucht, eine ganze Reihe hat jedoch – aus beruflicher Notwendigkeit oder persönlichem Interesse – die Mühe auf sich genommen, Chinesisch zu lernen. Von ihren Erfahrungen und Erlebnissen soll im folgenden die Rede sein.

„Die Schwierigkeiten sind unbeschreiblich.“ (Johann Eduard Reiffert, katholischer Missionar, um 1860)¹

Die Zeit von meiner Ankunft (15. Juni) bis gegen Ende November brachte ich in Si-sän-tse zu. Und was war meine Hauptbeschäftigung? Natürlich nichts anderes als die Erlernung der chinesischen Sprache. Diese nahm den ganzen Tag in Anspruch. Was ich immer that und anfang, war mit dem Studium dieser Sprache verbunden. Ein Katechist, der ganz zu meiner Verfügung stand, war als Lehrer mir immer zur Seite. Die Schwierigkeiten, welche sich bei diesem Studium darbieten, sind unbeschreiblich. Jeder, der je in derselben Lage gewesen, muß mir Recht geben, daß beim Beginne die Versuchung der Verzweiflung, je die Sprache genügend erlernen zu können, an ihn herantritt. Man denke sich, daß die chinesische Sprache nur aus einsilbigen Wörter besteht, die, je nachdem wie sie betont werden, eine andere Bedeutung haben. [...] Dazu kommt noch die sonderbare Satzkonstruktion, die der der andern gebildeten Sprachen fast ganz entgegensteht. [...] Man kann sich daher das glückliche Gefühl desjenigen kaum vorstellen, der nach unsäglichen Mühen die Schwierigkeiten einigermaßen überwunden, seine Organe fügsam gemacht und es so weit gebracht hat, daß er die Sprache versteht und ziemlich zu reden weiß. Was die Schriftsprache anbetrifft, so hat jedes Wort der verschiedenen Betonung gemäß sein verschiedenes Zeichen (Charakter), welches aus zwei, drei bis zwanzig kleinen Linien und Häkchen in mancher-

lei Verschlingungen bestehen kann. Ein Ausländer verlegt sich nicht leicht auf das Schreiben der Charaktere; es würde dieses außer den sonstigen Difficultäten unendlich viel Zeitaufwand erfordern; man bedenke: die Charaktere zählen zu tausenden.

Offenbar fehlte es Reiffert an der nötigen Gelassenheit und Unbefangenheit, zumindest wenn man den Ausführungen von Richard Wilhelm folgt:

„Im Schlaf Chinesisch gelernt.“ (Richard Wilhelm, protestantischer Missionar und Sinologe, ca. 1899)²



Richard Wilhelm
Quelle: Ebd.

Ich kann wohl sagen, daß ich im Schlaf Chinesisch gelernt habe. Irgendwelche vorgebildete Lehrer gab es damals nicht. Man mietete sich einen chinesischen Dorflehrer oder einen etwas heruntergekommenen Schreiber, setzte ihn vor das Lehrbuch und ließ ihn lesen, während man selber nachsprach. Als Lehrbuch war damals allgemein das Buch des amerikanischen Missionars Ma-

teer: Mandarin Lessons, im Gebrauch. Es fing an mit den Sätzen: I Go Jen, Liang Go Nan Jen, San Go Nü Jen, Si Go Men, zu deutsch: Ein Mensch, zwei Männer, drei Frauen, vier Türen. Der Tiefsinn dieser Sätze wirkte überwältigend, zumal die Stunden am frühen Nachmittage bei 25-28 Grad Wärme abgehalten wurden. [...] Einmal fuhr ich auf, wie man in einer Mühle erwacht, wenn das Räderwerk stille steht. Ich hatte aufgehört zu reden und war eingenickt; als ich aber zu mir gekommen war, schlief auch der Lehrer fest in seiner Ecke, und langsam nur und undeutlich entströmten ihm schnarchende Laute: „I ... Go ... Jen...“ Diese Art, Chinesisch zu lernen, die mehr von der Beeinflussung des Unterbewußtseins ausgeht als von intelligenter Geistestätigkeit, war übrigens jahrtausendlang auch von den Chinesen selbst geübt worden. Wenn man einer chinesischen Schule sich näherte, so klang es in der Ferne wie ein Bienenschwarm

¹ J.E. Reiffert lebte von 1860 bis 1870 in China. 1896 erschien sein Buch „Zehn Jahre in China. Erlebnisse, Erfahrungen und Reisen“ (StuDeO 0163).

² Richard Wilhelm (1873-1930) lebte von 1899-1920 in Qingdao, 1922-1924 in Peking. Zitate und Bild aus „Die Seele Chinas“, Berlin 1926 (StuDeO 1506).

und in der Nähe wie das Getöse eines Jahrmarkts, und die kleinen Knaben sagten jeder für sich sein Sprüchlein her, von dessen Bedeutung keiner eine Ahnung hatte, während der aufsichtführende Lehrer auch meist in tiefer Selbstbeschauung in seiner Ecke saß. Das waren selige Zeiten. Schließlich hat man auch so Chinesisch gelernt. Die Hauptsache war, daß man etwas zu sagen hatte, dann stellte sich der richtige Ausdruck irgendwie schon ein. Chinesisch ist die leichteste Sprache, wenn sie unbefangen gelernt wird, vom Sinn her eher als vom Einzelausdruck. Aber für neugierige Frager bietet die Sprache eitel Tücken. Da hilft auch die modernste Methode nichts. In Peking ist jetzt eine Language School mit reichlichem Aufwand amerikanischer Millionen erbaut. Da hängen Tafeln lautphysiologischer Art, Zunge, Zähne und Kehlkopf sind abgebildet, wie sie bei den verschiedenen Lauten stehen müssen, und schließlich machen die Schüler die Zunge krumm und hängen sie zum Mund heraus, und ihr Chinesisch klingt darum doch nicht besser. (Anm: Es hat viele Studenten des Chinesischen gegeben, die ihre sauber gemalten chinesischen Wörter auf einzelnen Zetteln wie Kartenspiele mit sich herumtrugen und dauernd daran lernten – ohne Erfolg, während jedes Kind – auch das europäische – in China spielend Chinesisch lernt, leichter als jede andere Sprache. Der Grund ist, daß die Kinder mit dem Herzen lernen, nicht mit dem Kopf.)

Wilhelm ist nicht der einzige, der Chinesisch im Schlaf „gelernt“ hat. Mehrere Quellen berichten davon. Auch die verschiedenen Lehrer werden ausführlich geschildert:

„Alte Methoden mit sonderbaren Käuzen und Originalen.“ (Julius Ebert, Kaufmann, ca. 1905)³

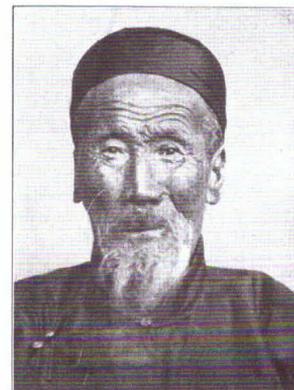
Die alten ehrwürdigen Herren, die uns das Chinesische beibringen sollten, gehörten vor 35 Jahren, als ich nach China kam, einem sehr gesuchten Beruf an. Heute sind sie verschwunden, dem Fortschritt zum Opfer gefallen. Jetzt nimmt man Unterricht bei der Young Men's Christian Association, in den Klassen der Handelskammer der verschiedenen Länder, in Missionsschulen oder ähnlichen Instituten und trotzdem – zu den guten alten Zeiten paßten nur die alten Methoden mit ihren sonderbaren Käuzen und Originalen.

Mein erster Lehrer hieß Jao [...] [Er war] klein, dick, mit listigen lustigen Äuglein unter einer Riesenhornbrille, in einem langen, seidenen, mit Blumen verzierten Ishang und den bezopften Kopf mit

einem großen Hut à la Panama bedeckt, wie sie damals anfangen Mode zu werden. [...]

Unsere Lehrstunde verlief gewöhnlich folgendermaßen: Punkt 6 Uhr wartete ich auf Herrn Jao, obwohl ich genau wußte, daß er pünktlich nicht da sein würde. 15 oder 20 Minuten später das sanfte Auftreten der Filzschuhe, langsam und bedächtig, ein leichtes Klopfen, ein Austausch von Verbeugungen und Höflichkeiten. Es folgte ein Anhören und Ablesen. Wort für Wort, Satz für Satz, bedeutungslos für mich in Chinesisch, für meinen Lehrer ohne Bedeutung in Englisch. Dann kam von mir in irgendeinem Zusammenhang die unvermeidliche Frage „warum“, von ihm stets die gleiche Antwort, daß es dafür keine Erklärung gäbe, es sei eben so.

Den daraus erfolgenden Disput verstand Herr Jao stets auf die vollendetste Art auf ein anderes und passenderes Thema überzuleiten und wir waren beide zufrieden. Man wurde müde. Die heiße feuchte Hitze des Shanghai-Frühsummers drang durch die Fensterläden. Draußen hörte man die melodischen Rufe der vielen



Ein alter Lehrer
Quelle wie Bild S. 7: S. 29

Straßenhändler. In der Stube summten ein oder zwei Fliegen von Fenster zu Fenster. Herr Jao sank in seinen bequemen Liegestuhl zurück und war bald eingeschlafen. Mein Buch fiel auf meinen Schoß, auch ich folgte seinem Beispiel. Plötzlich irgendein Geräusch, wir wachen auf und sehen zu unserem Erstaunen, daß die Stunde schon längst vorüber ist. Ein etwas rascher Abschied und Herr Jao verläßt die Bühne mit würdigem Schritt und ruhigem Gewissen.

[...] Mein [...] Freund gab mir den Rat, meinen Lehrer zu wechseln. [...] Als Ersatz erschien Herr Wong, klein, schmal und graziös, der sich geradezu als Spezialist für die Feinheiten der Tonabstufungen empfahl. Darüber ließ sich allerdings streiten. Ich lernte wohl die verschiedenen Arten der Töne, aber nie die richtigen. Außerdem hielt Herr Wong sich noch weniger an abgemachte Zeiten als sein Vorgänger. Wenn er kam, dann war er eben da. [...] Ich wußte, daß der Zeitpunkt für eine Trennung von Herrn Wong gekommen war. [...] Eine kurze Geschäftsreise, die ich Jangtse aufwärts unternehmen sollte, war die gegebene Gelegenheit. [...] Dafür erschien Herr Kung, würdig, aber unterernährt und asthmatisch. Als Lehrer gab Herr Kung sich alle Mühe. Er war verhältnismäßig pünktlich,

³ Julius Ebert: Meine chinesischen Lehrer. In: Deutsche Allgemeine Zeitung, 11.8.1940 (StuDeO *0585).

soweit man bei Chinesen von Pünktlichkeit reden kann. Sofort nach seiner Ankunft nahmen wir die Bücher vor. Lektion 1: Ich las vor, er hörte zu und verbesserte oder erklärte irgendein schwieriges Zeichen. Erledigt. Lektion 2: und so ging das weiter. Es wurde gearbeitet nach dem Schema, nach dem wir vor 40 Jahren französisch und englisch büffelten. [...] Dieser Unterricht war mir doch zu trocken und so trennten wir uns bald. [...]

Ich schickte diesmal nach einem Herr Chang, der mir empfohlen worden war, weil er kein Wort englisch sprach. Es hieß, man lerne schneller oder besser, wenn der betreffende Lehrer keine fremde Sprache kenne. Herr Chang war eine komische kleine Figur, vom Leben anscheinend hart mitgenommen, aber von einer Würde, die eine persönliche Annäherung weder suchte noch erlaubte. [...] Er nahm seine Aufgabe sehr ernst und versteifte sich besonders auf die Betonung der Worte. Nach einer kurzen einleitenden Unterhaltung gab er mir zu wissen, daß wir vorerst nur die "Tonleiter" üben würden. Wir fingen mit dem Wort li an. Er sprach den ersten Ton von li vor, ich repetierte ihn immer wieder. Dann wiederholte sich dieser Vorgang für den zweiten Ton, für den dritten Ton und für den vierten. Zum Schluß kamen die vier Töne zusammen, die ich nacheinander herunterleiern mußte. Herr Chang saß dabei, fächelte sich, sagte nur „bitte, wiederholen“ und war nie zufrieden. Er war der einzige von meinen Lehrern, der mir wirklich etwas beibrachte. Wir trennten uns zuletzt auch nur, weil ich nach Hankow versetzt wurde. Dort eignete ich mir in einer Missionsschule die Kenntnisse der chinesischen Sprache an, die ich heute besitze.

Der Unterricht bei einem Lehrer, der nur Chinesisch sprach, wurde häufig empfohlen, konnte aber ebenfalls zu Problemen führen:

Nase, Kopf, Ölgemälde? (Anna Schönleber, Diakonisse am Deutschen Hospital in Peking, ca. 1929) ⁴

Die Schwestern hatten mich gewarnt, einen Lehrer zu nehmen, der auch Deutsch oder Englisch verstehe, denn dann würden wir nur in diesen Sprachen reden. Daraufhin saßen wir, Herr Lin und ich – eine Teekanne zwischen uns –, einander an einem kleinen Tisch gegenüber und hatten das Büchlein mit chinesischen Zeichen vor uns. Er lächelte ermunternd, deutete dann mit weitausladender Handbewegung auf sein Gesicht und sagte langsam und deutlich: „Woa.“ Ich echote nach: „Woa.“

⁴ Anna Schönleber, von 1929-1947 Diakonisse im Deutschen Hospital in Peking. Zitate aus: Zwischen Lotusblüten und Gobistaub, 1955 (StuDeO 0150).

Dann trank er einen Schluck Tee und wiederholte seine erste Geste mehrere Male. Als ich zu seiner Zufriedenheit „woa“ sagen konnte, nahm der Unterricht seinen Fortgang.

Er deutete auf mich und sagte: „Nin.“ Als drittes deutete er auf ein Bild an der Wand über dem Sofa und sagte: „Ta.“ Beim Mittagessen fragten die Schwestern, was ich denn gelernt habe. Ich wußte nicht zu sagen, ob das erste Wort mit entsprechender Handbewegung und Betonung meine Nase bedeutete, das zweite den Kopf und das dritte das kleine Ölgemälde an der Wand. Unter Heiterkeit wurde dann „woa, nin, ta“ zu „ich, du, er“, und bald verstand ich auch kleine Sätze zu bilden, denn ich hatte mir gemerkt, was auf den ersten Seiten des Büchleins stand, ohne diese wuseligen Zeichen genauer kennenzulernen. (S. 53f)

Die Notwendigkeit, den Chinesischunterricht professioneller und effektiver zu gestalten, führte dazu, daß immer mehr Sprachschulen mit ausgebildeten Sprachlehrern entstanden, die – entgegen Wilhelms Spott – offenbar durchaus gute Ergebnisse erzielten:

„Das notwendigste Chinesisch in unglaublich kurzer Zeit.“ (Paul Wilm, Dipl. Landwirt, 1924) ⁵



*Paul Wilm
München 1999*

Onkel Alfred [Eggeling] hatte mich bei der "North China Union Language School" angemeldet, einem Institut für junge Europäer und Amerikaner zum Erlernen der chinesischen Sprache. [...] Und so kam es, daß ich morgens um 9.30 Uhr in Peking angekommen war und bereits um 13.00 Uhr den ersten Unterricht in Chinesisch erhielt.

Dr. Peters, ein freundlicher und höflicher Amerikaner, erhob sich zu Ehren seines neuen Schülers Paul Wilm und erklärte mir, die jüngste Klasse hätte bereits vor zwei Monaten begonnen, doch mein Onkel sei damit einverstanden, daß ich, wie auch einige andere Herren, Einzelunterricht bekäme. [...] Er ging dann mit mir zur gerade leerstehenden Kabine No. 8. Hier würde um 13 Uhr ein chinesischer Lehrer sich meiner annehmen. „Mit diesem sprechen Sie bitte kein Wort in einer anderen Sprache als der Chinesischen und wiederholten Sie bitte alles, was Ihnen der Lehrer vorspricht, solange, bis dieser mit Ihrer Aussprache und Betonung zufrieden ist.“ [...]

⁵ Paul W. Wilm (1900-2004): Damals. Rückblicke eines Neunzigjährigen, Teil IIa (StuDeO *0371).

Um 13 Uhr klingelte es und ich eilte zu meiner Kabine No. 8. In langem chinesischem Gewand erschien ein sehr sympathischer Chinese und verbeugte sich vor mir. [...] In der Kabine standen nur ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Wir setzten uns und der Lehrer zeigte auf sich und sagte: „Wu-o“. Dann zeigte er auf mich und sagte „Ninn“. Mit meiner Betonung und Aussprache war er bald zufrieden. So ging es schnell weiter und nach einer halben Stunde hatte ich bereits an die zwanzig chinesische Worte in meinem Gehirn gespeichert. Er stand auf, verbeugte sich, sagte „Tsai Djenn“ und ließ mich einen Moment allein. Desgleichen ließ er auf dem Tisch ein kleines Heft liegen, in welchem er die mir beigebrachten Worte notiert hatte. Nun erschien ein zweiter Lehrer, sagte „Ninn Hao?“, schaute in das Heftchen und wiederholte das mir Beigebrachte. Seine Aussprache klang etwas anders. Man sollte sich nicht an eine einzige Aussprache gewöhnen. Im weiteren Verlauf brachte einem der „erste“ Lehrer neue Worte bei. In der nächsten halben Stunde kam der „zweite“ Lehrer und wiederholte Worte, die ich ein paar Tage zuvor gelernt hatte. Wieder nach einer halben Stunde befaßte sich ein „dritter“ Lehrer mit Wiederholung des gestrigen und vorgestriegen. Ich lernte bei dieser Methode das notwendigste Chinesisch in unglaublich kurzer Zeit. Später kam noch das Lesen chinesischer Zeichen hinzu. Diese Language School war ein Tochterunternehmen der „Yenching University“, die außerhalb der Stadt von amerikanischen Baptisten betrieben wurde. Zu dieser hervorragenden Hochschule gehörte auch Herr Dr. Peters, der dort mit chinesischen Mitarbeitern die Methode der Language School ausgearbeitet hatte. (S. 26-29)

Trotz aller moderner Lehrmethoden ist Chinesischlernen immer noch ein langwieriges und mitunter mühsames Unterfangen. Manchmal scheint der „Sprung ins kalte Wasser“ das Beste zu sein.

„Also war ich gezwungen zu sprechen.“ (Eckhard Kreier, Kaufmann, lernt seit 2002)⁶

Mit Chinesischlernen fing ich 2002 bei einer Lehrerin an der VHS Düsseldorf an, nach unserer ersten Chinareise 1999/2000. Pro Woche jeweils eine Doppelstunde Sprechen und Schreiben. Ich muß sagen: sehr mühselig, eine völlig andere Welt. Von meiner Großmutter hatte ich nur gelernt zu sagen: „Lao taitai, ni hao bu hao“ (Ehrwürdige Dame, wie

⁶ Eckhard Kreier, Enkel von Otto Kreier (Hotelfachmann, ab ca. 1893 in China, 1903 Direktor des Astor House Hotels in Tientsin) und Sohn von Kurt Kreier (Architekt). Vgl. StuDeO-INFO Sept. 2008, S. 10-16.

geht es dir?), damit kam ich jetzt nicht mehr weit. Außerdem gab es zu Hause kaum Gelegenheiten zum nebenher Üben. 2007 meinte ich, das Ganze ist zwar nett, aber eine Sprache muß man im Land lernen, sonst ist's schwierig. Also entschieden meine Frau Gudrun und ich: Wir gehen zusammen für sechs Wochen nach Qingdao in eine internationale Sprachschule. Das war eine schöne erlebnisreiche Zeit. Meine Sprachkenntnisse erweiterten sich auch peu à peu, aber der Durchbruch war es nicht. Also kam mir, wieder zu Hause, folgende Idee: Ich muß allein nach China und voll eintauchen. Meine Frau stimmte zu.



Gudrun und Eckhard Kreier mit Huang Wei (Kathy) in der Internationalen Schule Qingdao, 2007

So ging ich 2010 für dreieinhalb Monate nach Qingdao. Dort fand ich eine Unternehmerfamilie mittleren Alters mit Tochter (9) und Sohn (11), die mich als Gast aufnahmen. Bald war ich in die Familie und deren Freundeskreis als deutscher Opa voll integriert. Das Ganze hatte nur einen Nachteil: Wir hatten so viele gemeinsame Aktivitäten, daß das Chinesischlernen nicht allerhöchste Priorität hatte. Also, was tun? Die Lösung war: Für mich wurde um den 1. Mai herum eine Fünf-Tagereise nach Südchina gebucht, an der nur Chinesen teilnahmen. Dort gab es kein Ausweichen mehr. Nur ein Teilnehmer sprach Englisch, alle anderen Mandarin und den Tsingtau-Dialekt. Also war ich gezwungen zu sprechen. Erst sehr zögerlich, bald ohne Hemmungen. Mit vielen Fehlern, aber aktiv. Das war's. Zurück bei „meiner“ Familie berichtete ich in Chinesisch über meine Erlebnisse. Man staunte. Ich denke, nur so lernt man eine Sprache.

Vor etwa 1½ Jahren bekam ich über den Düsseldorfer Chinesischen Freundschaftsverein Kontakt zu meiner jetzigen Chinesischlehrerin. Das Lernen ist für mich nicht mehr primär, es wurde allmählich zu einer angenehmen Kontaktpflege mit sprachlicher Weiterentwicklung. Ich habe eingesehen, daß die von meinem Freund Xiao Wang in Qingdao angestrebten philosophischen Diskurse über Fengshui und den Konfuzianismus an meine sprachlichen Grenzen stoßen; aber ich habe ein Niveau erreicht, mit dem ich mich im Alltagsgeschehen ganz gut verständigen kann.

Rolf Geyling (1884-1952)
Der Architekt zwischen Kriegen und Kontinenten

Torsten Warner

Scheidl, Inge: Rolf Geyling (1884-1952). Der Architekt zwischen Kriegen und Kontinenten. Wien: Böhlau Verlag 2014, 288 S., 119 S/W-Abb. und 30 farbige Abb., ISBN 978-3-205-795858. – € 39,00.

Bei ihrer Arbeit am Wiener Architektenlexikon stieß die Kunsthistorikerin Inge Scheidl 2003 nur auf vereinzelte Informationen über Rolf Geyling. Er war nur wenige Jahre in Wien tätig gewesen, hatte dann seinen Wohnsitz nach Bukarest verlegt und war kurz darauf im Ersten Weltkrieg an der Ostfront eingesetzt. Er geriet in russische Kriegsgefangenschaft, konnte aber nach China flüchten, wo er bis in die 50er Jahre in Tianjin (Tientsin) als Architekt tätig war. Inge Scheidl gelang es, mit dem in den USA lebenden Sohn Franz Geyling in Kontakt zu kommen, der sehr sorgfältig das Andenken seines Vater pflegte: Tagebücher, Schriftstücke, Briefe, Pläne und Fotografien wurden der Autorin zur Auswertung für dieses beeindruckende Buch überlassen.

Zwischen 1904 und 1909 studierte Rolf Geyling Architektur an der Technischen Universität in Wien und wurde danach an der Akademie in die Meisterklasse von Otto Wagner aufgenommen, der zu diesem Zeitpunkt als Begründer der Wiener Moderne bereits einen großen internationalen Ruf genöß. 1910 war Geyling zuerst noch Mitarbeiter am Stadtbahnprojekt in Otto Wagners Atelier, dann kurze Zeit Angestellter bei einer Baufirma und machte sich schließlich in Wien selbständig mit Betriebsbahnhöfen und Beamtenwohnhäusern im 12. Bezirk. Damals lernte er auch seine spätere Frau Hermine kennen, deren Vater in Bukarest ein großes Architekturbüro besaß, in das Rolf 1912/13 eintrat. Auf die Heirat und die Geburt der Tochter Maria¹ folgte das abrupte Ende der privaten Idylle: die Kriegserklärung von Österreich-Ungarn an Serbien im Juli 1914 und die Mobilisierung der Reservisten. Geyling meldete sich im August 1914 bei seiner Einheit in Bozen, die kurz darauf an die Ostfront ausrückte.

Mehr als die Hälfte ihres Buches widmet Inge Scheidl den beispiellosen Erlebnissen von Rolf

Geyling im Rußlandfeldzug sowie der fünfjährigen Gefangenschaft in verschiedenen Lagern in Sibirien. Dabei hat sie die Feldtagebucheintragungen präzise und detailreich in das geschichtliche Umfeld des Ersten Weltkriegs und der russischen Oktoberrevolution eingebunden.

Bewundernswert sind seine Zuversicht und sein Glaube an die Fortsetzung seiner Architektenlaufbahn. Seine Mutter bittet er in Briefen um die Zusendung von Architekturzeitschriften, er beteiligt sich mit 29 Architekturskizzenblättern im Jahr 1917 an einer Ausstellung von „künstlichen und kunstgewerblichen Arbeiten der österreichisch-ungarischen und deutschen Kriegsgefangenen“ in Wien. Als das Kriegsgefangenenlager Perwaja Rietschka bei Wladiwostok im November 1918 unter japanische Verwaltung kommt, führt Rolf Geyling mehrere Lagerumbauten erfolgreich durch und erhält den bedeutungsvollen Auftrag, ein Denkmal für die Gefangenen des Lagers bei Wladiwostok zu entwerfen. Die Einweihungsfeier erfolgt unter Teilnahme des japanischen Oberkommandos Wladiwostok und Abordnungen der deutschen, österreichischen, ungarischen und türkischen Armeen. Im Februar 1920 gelingt Geyling mit falschen Papieren die Abreise aus Wladiwostok über die chinesische Grenze. Ein japanischer Offizier unterstützt ihn dabei.

Geylings Ziel ist das Seebad Beidaihe in der Nähe von Tianjin. Dort ist er einige Monate lang als Chefarchitekt der Firma Shing Ming Co. tätig, beteiligt sich dann zusammen mit dem deutschen Architekten Karl Behrend an einem Wettbewerb für ein Hotelprojekt und gewinnt den ersten Preis. Der Einspruch des französischen Botschafters und dessen Hinweis auf „Ausschluß deutscher Arbeiten“ führen allerdings dazu, daß Geyling den Entwurf nicht bauen darf. Ungebrochen gründet Geyling jetzt mit zwei deutschen Partnern [K. Behrend und E. Wittig] die Baufirma „Yuen Fu Building and Engineering Co.“

Die erste Heimreise mit dem Schiff über Triest zu seiner Familie in Bukarest tritt er erst im Dezember 1920 an. Während es in China durch die Modernisierungswelle ein reiches Betätigungsfeld für junge Architekten gibt, ist die wirtschaftliche Situation nach dem Ersten Weltkrieg sowohl in Wien als auch

¹ Das Kind starb während des Krieges infolge der schlechten medizinischen Versorgung.

in Bukarest äußerst angespannt. Geyling gelingt es daher seine Familie zu überzeugen, daß er seiner Frau Hermine in China ein komfortableres und schöneres Leben als in der alten Heimat bieten könne. Im August 1921 erreichen die beiden Tianjin.

Die Realität in Tianjin beschreibt Hermine in ihren kritischen Briefen nach Hause. Darin spricht sie ehrliches Bemühen aus, die für sie entbehrungsreiche und fremde Situation zu meistern. Sie ist von Heimweh „wie gelähmt“, findet Tianjin ein „ödes Nest“ und ist vom Schmutz, Lärm und Staub der Stadt ab-

gestoßen. Geyling dagegen arbeitet 12-14 Stunden täglich. Die Firma projektiert nicht nur, sie ist ebenfalls als Baufirma tätig und verfügt über eine Tischlerei. Der Aufschwung ist rasant, im ersten Jahr werden 60 Projekte bearbeitet. Als Großprojekt wird 1921/22 die Universität „Dung Bei Da Hue“ in Shenyang (Mukden) realisiert. Doch der steigende Einfluß von Warlords beendet diese Phase des schnellen Wachstums bereits im Herbst 1922 wieder: „So geht uns viel von dem schwer verdienten Geld wieder verloren.“² Nach Differenzen mit seinen beiden Partnern wird die Baufirma im Sommer 1923 aufgelöst und Geyling muß sich erneut eine Existenz aufbauen, diesmal mit dem jungen Architekten Felix Skoff aus Österreich. Die Planung und Errichtung des Deutsch-Amerikanischen Krankenhauses in Tianjin gehört in diese Schaffensphase. Die wirtschaftliche Situation in Tianjin stabilisiert sich und die Zusammenarbeit mit seinem Partner entwickelte sich so gut, daß die Familie 1929 mit ihren beiden Kindern erstmals wieder die Verwandten in Wien und Bukarest besucht. Nach der Rückkehr aus Europa ist er allerdings persönlich so enttäuscht über seinen Partner, daß er ab 1930 die Firma wieder alleine führt.

Der steigende Silberpreis führt zu einem starken Anstieg der Inflation. In China legen Europäer und Chinesen ihr Kapital in Grundbesitz an, so daß Geyling Mitte der 30er Jahre eine Reihe von Aufträgen für die Errichtung von Villen, Wohn- und Geschäftshäusern erhält. Seine eigenen Ersparnisse legt er ebenfalls in einem Mietshaus, „Cambridge

Flats“, an und schafft sich auf diese Weise ein zusätzliches finanzielles Standbein.

Die Beschreibung des Familienlebens, der Aufgabenteilung zwischen den Ehepartnern und des Zusammenlebens mit den Dienstboten erfolgt von Inge Scheidl sehr einfühlsam mittels Hermines Briefe an ihre Familie in Europa. Geyling ist in den 30er Jahren Präsident des Tianjin Rowing Clubs, engagiert sich im Vorstand des deutschen Schulvereins und trägt dazu bei, daß es 1944 an der Deutschen Schule in Tianjin den ersten Abiturjahrgang gibt. Davor hatten deutsche Familien nur die Wahl, ihre Kinder für die Schuljahre vor dem Abitur zu Verwandten nach Europa zu senden oder in die Deutsche Schule Shanghai.

Die 30er Jahre sind zugleich eine Zeit ewiger Ungewißheit. 1931 besetzt Japan die Mandschurei, 1937 beginnt der zweite Japanisch-Chinesische Krieg, dessen Kämpfe auch Tianjin erreichen – während sich Geyling mit seiner Familie im sicheren Beidaihe aufhält. Doch er bleibt gelassen und zuversichtlich, die Baustellen ruhen nur für kurze Zeit, und bereits im Herbst 1938 plant er sechs Wohnhäuser, einen größeren Hotelanbau und einen Kleinwohnungsblock.

Seine Frau beschließt im Sommer 1939 spontan, mit den dreizehn und fünfzehn Jahre alten Kindern die Heimat zu besuchen. Ihre Ankunft mit dem Schiff fällt zeitlich mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen zusammen. Tianjin wird während ihrer Reise von einem schlimmen Hochwasser heimgesucht, weite Teile der Stadt stehen bis zu 2,5 m unter Wasser und Geyling denkt selbst an eine Reise nach Europa, da alle Baustellen stillstehen. Die Reise tritt er jedoch nicht an, da die Fluten schneller zurückgehen als gedacht und die Baustellen ihren Betrieb wiederaufnehmen. Außerdem muß er auch sein Vermögen in Tianjin sichern. Durch den Krieg scheint es möglich, daß die Engländer und Franzosen in ihren Konzessionen den deutschen Besitz beschlagnahmen. Und all sein Vermögen liegt in der englischen Konzession. „Wenn auch erste Maßnahmen, die die Bankguthaben bei englischen Banken sperren, widerrufen wurden, so kann man dem örtlichen Frieden nicht trauen, und ich muß verschiedene Maßnahmen treffen, um meine Sachen zu schützen.“³ Geylings Familie kehrt wohlbehalten im Dezember 1939



Rolf und Hermine Geyling mit Franz (1926-2014) und Barbara (Mausi) Geyling verh. Seyfarth (1924-2004) im Hof der Deutschen Schule Tientsin

Ebd., Nr. 115

² Aus einem Brief von Geyling v. 6. August 1922 an seine Mutter (S. 190).

³ Aus einem Brief von Geyling v. 14. September 1939 an seine Schwester Greta (S. 253).

nach China zurück. Für ihn war das Hochwasser ein Glücksfall, steht er doch inzwischen auf einer schwarzen Liste der Gestapo und wäre bei der Einreise nach Österreich verhaftet worden. Ihm wird vorgeworfen, daß er im Zuge der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich [März 1938] die Anordnungen des neuen, deutschen Machthabers in Tianjin nicht genügend unterstützt habe. Geyling fühlte sich als österreichischer Vizekonsul immer noch dem österreichischen Kanzleramt unterstellt.

1941 bricht der Bürgerkrieg zwischen den Kommunisten und den Kuomintang erneut aus. Die Sowjetunion und die USA unterstützen jeweils eine der beiden Gruppen. Nachdem es den Kommunisten gelungen ist, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die zuvor japanisch besetzten Gebiete unter ihre Kontrolle zu bekommen, müssen die Truppen der Kuomintang 1949 kapitulieren. In diesen Jahren bewährt sich Geylings Konzept der mehrfachen beruflichen Absicherung. Er verfügt über Einnahmen aus der Vermietung seiner Wohnungen. Zudem hat er eine gutgehende Hausverwaltung aufgebaut, die über hundert Mietwohnungen betreut. Mit Einnahmen aus Bauaufträgen kann er nicht mehr rechnen. Seine Kinder verlassen 1947 China, Sohn Franz zu einem Technikstudium an der Stanford University und Tochter Barbara geht mit ihrem Mann nach Freiburg.

Nach der Ausrufung der „Volksrepublik China“ am 1. Oktober 1949 ist die Enteignung der Grundbesitzer in Tianjin eine der ersten Maßnahmen der neuen Machthaber. Diese erfolgt in Form einer „Neuregistrierung“, bei der alle bestehenden Besitzdokumente als „veraltet“ abgestempelt wer-

den. Alle Versuche Geylings, neue Dokumente über seine Besitzansprüche zu erhalten, bleiben ergebnislos. Am Ende seiner Berufslaufbahn, er ist 62 Jahre alt, sieht er sich um die Früchte seiner Arbeit betrogen. Anfänglich bleiben noch die Einkünfte aus der Vermietung, doch etliche seiner Mieter verweisen darauf, daß die Wohnungen im Sinne der kommunistischen Idee der Allgemeinheit gehören und sie daher keine Miete zu zahlen hätten. Die Aufregungen dieser Tage setzen Geyling derart zu, daß er nach einer Gerichtsverhandlung einen Schlaganfall erleidet. Er stirbt im Oktober 1952 im Alter von 68 Jahren. Kurz darauf verläßt Hermine China mit Ziel Österreich. Es gelingt ihr, ein Säckchen mit Rohdiamanten, versteckt in einer Bonbonniere mit Cognac-Kirschen von „Konditorei und Café Kiessling & Bader“, durch die Paßkontrolle zu schmuggeln. Bis 1980 lebt Hermine in Emmersdorf, sie wird 93 Jahre alt.

Etliche Häuser in den früheren ausländischen Konzessionen Tianjins wurden in den 90er Jahren restauriert, während gleichzeitig viele neue Hochhäuser in diesen innerstädtischen Bereichen errichtet wurden. Das architektonische Werk von Rolf Geyling erfuhr 2002 in Tianjin eine umfassende Würdigung, als das „Tianjin Museum of Modern History“ eine eigene Abteilung mit Fotos von Rolf Geylings Bauten eröffnete. Sein Sohn Franz Geyling hat den Aufbau dieser Abteilung wesentlich unterstützt. Mit dem Foto des Handschlags zwischen ihm und dem Bildhauer vor der Bronzeskulptur des Vaters endet dieses sehr schöne Buch von Inge Scheidl über ein außergewöhnliches Architektenleben.



*Universität „Dung Bei Da Hue“
in Mukden (Shenyang), 1922*



*Deutsch-Amerikanisches Spital
in Tientsin, 1925/26*



*Villa Werner Jannings
(Teilhaber Siemssen & Co.), Tientsin*



*Büro- und Geschäftsgebäude
Fa. Siemens, Tientsin, ca. 1927*



*Schauraum im Büro- und Geschäfts-
gebäude der Fa. Siemens*



*Büste Rolf Geyling mit Sohn
Franz Geyling und Bildhauer Liu Chan*

Quelle: Ebd., Nr. 83, 87, 102, 90, 91, Farbteil Nr. 30

Buchempfehlungen

Headley Heinemann, Hannelore: Blond China Doll: A Shanghai Interlude 1939-1953. Verlag: Triple H Publishing (Canada), 2004, 224 S., ISBN 0-9735803-0-5 (StuDeO-Bibliothek 3503).

Sie war ein aufgewecktes Berliner Kind – schon mit drei Jahren büxte sie in Shanghai in die chinesischen Viertel aus. Angst hatte sie keine, weil alle ihre blonden Löckchen bewunderten.

Hannelore kam im Februar 1936 als einzige Tochter des gut situierten jüdischen Ehepaars Heinz-Egon und Paula Heinemann geb. Silberstein in Berlin zur Welt. Der Vater liebte Bücher, mit 21 Jahren eröffnete er die renommierte Oliva-Buchhandlung am Olivaer Platz in Wilmersdorf. Im Juli 1936 ließ die Gestapo sie unter einem Vorwand schließen. Nach den Verfolgungen in der „Kristallnacht“ beschloß die Familie, zusammen mit dem verwitweten Opa Silberstein nach Shanghai zu flüchten. Die große Reise begann am 20. April 1939 in Genua auf dem S.S. Giulio Cesare.

Da es der Familie gelungen war, Wertsachen und Geldmittel aus Deutschland auszuführen, konnte sie die Unterbringung in einem der überfüllten „Heime“ in Hongkew umgehen.¹ Hannelore besuchte den englischsprachigen Kadoorie-Kindergarten. Weil sie sich unter die Einheimischen begab, lernte sie auch Chinesisch. Im Februar 1940 zog die Familie in die Französische Konzession, das beste Viertel der Stadt. Hannelore hielt sich auch dort am liebsten draußen auf und streifte abenteuerlustig durch die Straßen. Der Vater eröffnete gemeinsam mit einem neuen Bekannten, dem Österreicher Kurt Schwartz, der wie er die Literatur und Kunst liebte, einen Buchladen in den Räumen einer Kunsthandlung in der Avenue Joffre. „Western Arts Gallery“ wurde ein großer Erfolg.

Nur drei Jahre konnten sie das angenehme Leben in der Französischen Konzession genießen. Denn im Februar 1943 ordneten die japanischen Besatzer an, daß alle staatenlosen Juden, die nach 1937 in Shanghai eingereist waren, bis zum 18. Mai in einen umgrenzten, dicht bewohnten Bezirk des Stadtteils Hongkew umziehen mußten. Wieder ge-



lang es dem Vater, seiner Familie eine bessere Bleibe in der Alcock Road zu verschaffen. Hannelore wurde in „Freysinger's Jewish and Middle School“ eingeschult und von ihrem Großvater in die jüdischen Riten eingewiesen, während ihr evangelisch-lutherischer Vater sie sonntags in den Gottesdienst zu Pastor Wedel mitnahm und sie schließlich taufen ließ. Er erreichte es in den folgenden Jahren, von Hongkew aus seinen Bücherladen in der weit entfernten Französischen Konzession am Leben zu halten – wer einen Arbeitsplatz außerhalb Hongkews besaß, durfte das „Ghetto“ tagsüber verlassen. Das „permit“ dafür zu erlangen war schwierig und die Kontrollen waren schikanös (Stichwort: der japanische Oberaufseher „Ghoya“). Nach Kriegsende löste sich die jüdische Gemeinde nach und nach auf. Nur wenige Emigranten kehrten nach Europa zurück, die meisten versuchten, nach Palästina, Australien oder Amerika weiterzureisen. Hannelores Familie beschloß zu bleiben. Der Vater verlegte im Juni 1946 die „Western Arts Gallery“ (seinen Partner hatte er ausgezahlt) in ein vierstöckiges Gebäude in der Weihaiwei Road 904, in das auch die Familie einzog. Im Frühjahr 1947 wurde den Eltern ein kleiner Sohn geboren. Der geschäftliche Erfolg ermutigte sie, Filialen in Nanking und Peking zu gründen.

Im Mai 1949 eroberten die Kommunisten Shanghai. Als das Leben immer unsicherer wurde, bemühten sich die Heinemanns ab 1951 um Einreisevisa für Kanada. Am 23. März 1953, dem 41. Geburtstag des Vaters, starteten sie in ein neues Leben, nicht weit von dem Pier, an dem sie vor vierzehn Jahren angekommen waren. Hannelore trat in die Spuren ihres Vaters, als sie 1957 mit 21 Jahren ihren ersten eigenen Buchladen in Vancouver eröffnete.

Renate Jährling

Hornfeck, Susanne: Mulan. Verliebt in Shanghai. München: dtv Verlagsgesellschaft, 2016, 312 S., ISBN 978-3-423-65022-9. – € 12,95 (StuDeO-Bibliothek 3497).

Aus dem beschaulichen München in die Megacity Shanghai. Mulan Meinhard besucht zum ersten Mal die Familie ihrer Mutter. Drei Monate soll sie hier bleiben. Für das junge, rebellische Mädchen eine Herausforderung, der sie sich mit gemischten Gefühlen stellt. Bisher wollte sie von dem chinesischen „Erbe“ nichts wissen, wollte nie mit der Mutter, einer Dolmetscherin, Chinesisch sprechen, kann Zeichen weder lesen noch schreiben und weiß wenig über die mütterliche Verwandtschaft.

¹ Adressen lt. Emigranten Adressbuch für Shanghai, Nov. 1939: Heinz-Egon Heinemann, Kunsthändler, und H(einrich) Silberstein, Kammerjäger, 1166/32 Broadway.

Die Mutter hat nie viel erzählt und war selbst seit über zwanzig Jahren nicht in China. Anschaulich und kenntnisreich läßt uns Susanne Hornfeck, Sinologin, Autorin, Übersetzerin, in ihrem dritten Jugendroman das Shanghai von heute aus der Perspektive Mulans entdecken. Mit Waipo, der mütterlichen Großmutter, einer Kommunistin, dem Onkel, der Tante, hart arbeitenden Angestellten und dem Vetter, einem Internetfreak, der weiß, wie man in verbotenen Netzwerken chattet, lernt Mulan drei Generationen in China kennen, ihren Alltag, ihre Gebräuche und die Geschichte der Stadt. Besonders aufregend wird es, als sie sich in einen jungen Chinesen verliebt. Ein tolles Geschenk für Jugendliche, die sich fürs heutige Shanghai interessieren.

Hilke Veth

Smend, Rudolf & Harper, Donald: Batik. Traditional Textiles of Indonesia. Singapore: Tuttle Publ., 176 S., ISBN: 978-0-8048-4643-1.

Bezugsadresse: Galerie Smend, Mainzer Straße 31, 50678 Köln, rudolf@smend.de (€ 35,- inkl. Versandkosten) oder Donald Harper: batikman@hotmail.com, www.eastindiesmuseum.com.

Batik-Textilien nehmen einen besonderen Platz in der indonesischen Kultur ein. Jedes Stück reflektiert nicht nur Indonesiens verschiedene Glaubensrichtungen wie Islam, Buddhismus oder Hinduismus, sondern auch die hochentwickelten Kulturen an den Herrscherhöfen Javas, Sumatras und Balis. Kosmopolitische Einflüsse durch die Handelsbeziehungen mit Chinesen, Indern, Arabern, Portugiesen, holländischen und englischen Händlern, Siedlern, Unternehmern und Kolonialherren, fanden ebenfalls ihren kulturellen Niederschlag in der Batikkunst.

Die Herstellung eines Batik-Sarongs, dem hauptsächlich Kleidungsstück der Indonesier, ist handwerklich schwierig und erfordert ein Können, das über viele Jahre erlernt werden muß. Bei der eigentlichen Batik-Herstellung werden Tuche in viele unterschiedliche Farbbäder getaucht. Vor jeder Färbung müssen die nicht zu färbenden Flächen mit Wachs abgedeckt werden, wofür geschmolzenes Wachs in Kupferkännchen, „Canting“ genannt, kunstvoll, im Rahmen der entstehenden Muster, aufgetragen wird. Die Herstellung vielgestaltiger und facettenreicher Batiken braucht entsprechend lange, in der Regel sechs bis neun Monate.

In der Zeit von 1880 bis 1930 erlebte die Batikkunst einen Höhepunkt. Mit Schwerpunkt Java entstanden vielerorts in Indonesien Batik-Ateliers, die, wie in der Malkunst üblich, ein fertiggestelltes Werk mit ihrem Namen signierten. Batiken von berühmten Ateliers gelten als antike Kostbarkeiten und werden von Liebhabern, aber auch von einigen Textilmuseen, weltweit gesammelt.

Bis etwa 1910 fanden ausschließlich Naturfarben Verwendung, allen voran das blaue Indigo. Die danach verwendeten chemisch hergestellten Farben erweiterten zwar die Farbenvielfalt, führten aber in der Folge schnell zur Massenherstellung von Stoffdrucken mit Batikmustern. Die Batikkunst zog sich in handwerkliche Kleinbetriebe zurück.

Das Buch entstand durch Initiative von Rudolf Smend, einem passionierten Batik-Liebhaber und -Kenner. Er ist Eigner der Galerie Smend in Köln und seit seinem ersten Besuch in Indonesien 1973 eng mit Batik verbunden. Er selbst besitzt eine



Studio-Portrait einer javanischen Familie, Batik in traditionellen Motiven tragend. B.R.T. Projodijuro, Djogjakarta, Zentraljava, 1930er Jahre



*Sarong, signiert „E v Zuylen“ (Ausschnitt), Nordküste Java, Pekalongan, 1930er Jahre
Quellen: Ebd., S. 115, 33*

große Sammlung antiker Batiken ebenso wie sein Co-Autor Donald Harper.

Die vielen im Buch abgebildeten Batik-Drucke aus der Blütezeit der Batikkunst sind eine erstklassige Einführung in ihre Muster- und Farbenvielfalt. Sie werden ergänzt durch historische Fotografien von Menschen, die Batik tragen. Alle sind am Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden. Weder die Fotografien noch die abgebildeten Personen sind überliefert, aber die Fotos geben dem heutigen Betrachter einen Einblick in die Verhältnisse und Atmosphäre der damals holländischen Kolonie „Niederländisch Indien“.

Peter Hütz

Neuerscheinungen

Hartmann, Jupp: Wie ich lernte, das Nutzlose zu lieben. Hamburg: Tredition, 2016, 180 S., ISBN 978-3-7345-3577-2. – € 12,99 (Taschenbuch), € 19,99 (gebunden).

Geschichten aus zwei völlig unterschiedlichen Welten treffen hier zusammen, spiegeln sich ineinander und kommentieren sich gegenseitig. Die einen wurden vor über zweitausend Jahren von chinesischen Philosophen erzählt. Die anderen hat der Autor selbst erlebt – als Hüttenarbeiter im Saarland, als Tango-Tänzer in Buenos-Aires, als Deutschlehrer in Peking oder als Müßiggänger in Hamburg (aus dem Klappentext).

Kruse, Peter: Ni hao laowai. Predigt als Therapie. Saarbrücken: Fromm Verlag, 2014, 280 S., ISBN 978-3-8416-0492-7. – € 29,95.

Pfarrer Kruse wirkte in Shanghai über sechs Jahre, von 2007 bis 2013, als Pastor der Deutschsprachigen Christlichen Gemeinde Shanghai (DCGS), als Projekt Manager der Außenhandelskammer (AHK) und als Berater, Coach und Familientherapeut bei Bosch China. (Auslandsgemeinden sind in China zwar erlaubt, aber ein Arbeitsvisum für einen Pastor gibt es bis heute nicht.)

Das Leben in China, speziell in Shanghai, wo heute über 13.000 Europäer mit Deutsch als Muttersprache leben, ist eine außergewöhnliche Lebenssituation für alle Ausländer. Predigten bekamen hier eine besondere Note, wurden zur Selbstvergewisserung, zur Anregung und zum Therapeutikum. Ni hao laowai [Hallo Ausländer] bietet eine Auswahl von Predigten für sehr unterschiedliche Anlässe (nach dem Klappentext).

Lüdi Kong, Eva (Übersetzung und Kommentar): **Xiyouji – Die Reise in den Westen.** Stuttgart: Reclam Verlag, 2016, 1320 S., 100 Holzschnitte, Hardcover mit Prägung, ISBN 978-3-15-010879-6. – € 88,00. Deutsche Erstausgabe in prächtiger Ausstattung, Format: 16 x 24 cm.

„Die Reise in den Westen“ ist einer der vier klassischen Romane Chinas. Erzählt wird darin von vier Pilgern, die sich auf Geheiß des Kaisers auf den langen und gefährvollen Weg in den Westen machen, um Buddha zu huldigen und heilige Schriften zu holen.

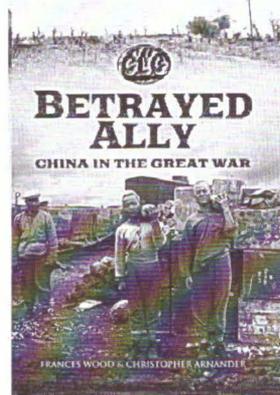
Randow, Tyl von: Red Dust Over Shanghai. Auckland / Neuseeland: Eunoia Publ. Ltd., 2016, eunoia@eunoiapublishing.com, ISBN 0994104774. – ca. \$NZ 38 (€ 24,25). Bezugsadresse: www.fishpond.com.au.

Der Autor wuchs als Sohn des deutschen Diplomaten Elgar von Randow und seiner Frau Ilse in Shanghai auf. Er schildert seine Kindheit unter japanischer Besatzung und nach dem Krieg unter amerikanischer und dann kommunistischer Herrschaft. Als die Familie 1952 Rotchina verließ, um nach Neuseeland auszuwandern, war der Autor 14 Jahre alt.

Rupprechter, Walter: Passagen. Studien zum Kulturaustausch zwischen Japan und dem Westen. München: iudicium Verlag, 2016, 258 S., ISBN 978-3-86205-431-2. – € 32,60.

Die Faszination am Fremden beruht auf Gegenseitigkeit, der Austausch zwischen den Kulturen vollzieht sich in Passagen. d.h. in Über- und Quergängen, in realen oder imaginären Begegnungen – mit dem Effekt, daß Standpunkte in Bewegung kommen. Die hier vorliegenden Studien untersuchen solche Passagen auf verschiedenen Gebieten mit Protagonisten wie Bruno Taut, Adolf Muschg, Michel Serres, Shusaku Endo, Sutemi Horiguchi u.a. – Der Autor ist seit über zwanzig Jahren Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft an der Tokyo Metropolitan University. Die vorliegenden Studien ziehen eine Summe aus seinen Erfahrungen mit Forschung und Lehre im Übergang der Kulturen.

Woods, Frances / Arnander, Christopher: Betrayed Ally. China in the Great War. Barnsley/UK: Pen and Sword Books Ltd., 2016, 194 S., enquiries@pen-and-sword.co.uk, ISBN 978-1-4738-7501-2. – £ 19,99/15,99 (ca. € 22,-/18,-).



Die Autoren beleuchten in „Der verratene Verbündete“ Chinas Rolle im Ersten Weltkrieg. Bei Kriegsbeginn im August 1914 bot Yuan Shikai Großbritannien 50.000 Soldaten zur Rückeroberung Tsingtaus an, was abgelehnt wurde. 1916 schickte China eine große Zahl von Arbeitern nach Europa, die einen Beitrag

leisten sollten beim Bau von Straßen, Eisenbahnen und Kanälen. 1917 erklärte China dem Deutschen Reich den Krieg, obwohl es sich damit zum Verbündeten seines eigentlichen Feindes – Japan – machte. Der Verrat bestand darin, daß im Versailler Vertrag das ehemalige deutsche Pachtgebiet Japan und nicht China zugeschlagen wurde.

Vermischtes

Leserbriefe



*Auf den Stufen der Deutschen Evangelischen Kirche Shanghai nach einem Kindergottesdienst, 26. August 1951
Ludwig Stumpf¹ und Elise Schnasse, davor v.l.:
Bettina Biedermann, Peter Bredow (?), Eduard Röhreke²;
1. Reihe: Sigrid Zeiler, Erika Stielow, Martin Stumpf,
Ellen Neugebauer, Ingeborg Biedermann, Irene Stielow*

Auf unsere Frage nach der Identität der Personen auf einem Shanghai-Foto, eingereicht von Irene Cowan geb. Stielow (StuDeO-INFO Juni 2016, S. 47), meldeten sich die Schwestern Bettina Kemna und Ingeborg Biedermann. Traudl Maurer geb. Kühne erkannte in einem der Mädchen ihre Cousine Ellen Hildegard Neugebauer (1944-2004).

Ingeborg Biedermann schrieb uns:
„Ich sende hier eine Kopie eines Fotos vom selben Tag und Ort, auf dem außer Fräulein Schnasse auch Pastor Stumpf zu sehen ist. Das Foto ist auf der Rückseite mit 26. August 1951 datiert. Von meinem Alter her ist das Datum auch plausibel. Fräulein Schnasse war vom 6. September 1950 bis 21. Dezember 1951 meine Klassenlehrerin in der Ersten Klasse mit drei Schülern (!), bis die Deutsche Schule Shanghai geschlossen wurde und die letzten Deutschen gezwungen waren, aus China auszureisen.“

Nach der Übersendung von Unterlagen und Dokumenten meiner Eltern aus ihrer Zeit in Ostasien Anfang des Jahres hätte ich nie gedacht, daß daraus einmal eine so gelungene Publikation im „StuDeO-INFO“ folgen würde. Der Entschluß, die elterlichen Akten zu sichten und diese dem StuDeO-Archiv zur Verfügung zu stellen, hat sich bestens gelohnt.

Am wertvollsten für mich ist jedoch die Gewißheit, daß mit der Sammlung und Archivierung von persönlichen Erlebnissen und Schicksalen der einst in

Ostasien lebenden Deutschen, diese nun auch anderen Interessierten jederzeit zur Auskunft oder für Studienzwecke zur Verfügung stehen. Außerdem scheint es mir von großer Bedeutung zu sein, daß heutzutage – mit Hilfe des Vereins – neue Kontakte zu Personen und Institutionen aus den betreffenden ostasiatischen Ländern hergestellt und alte Verbindungen weiterhin gepflegt werden können. Geschäftsleute und Reisende sollten diese Möglichkeit zu nutzen wissen.

Paul Erik Höne

Ich kenne Paul Erik Höne schon lange, aber ohne den Artikel über seine Familie, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, daß es in der Familie finanzielle Engpässe gegeben hat und sein Vater einen liebevollen Engel heiratete. Hermann Höne wußte sie zu schätzen und hat sie in seiner Schmet-

terlingssammlung mit ihrem Namen verewigt. Als Frau kann ich mir gut vorstellen, daß es für Ellen Höne nicht einfach war, solch einen Haushalt zu führen. Trotzdem wurde in der Familie kein Trübsal geblasen. Da ist Paul Erik das beste Beispiel. Er war ein aufgeschlossener Schüler und hatte Freunde.

¹ Pastor Fritz Maass schrieb in einem Nachruf über ihn: „Ludwig Stumpf (1913-1987) war ein junger Chemie-Kaufmann und war seit langem aus der Kirche ausgetreten. In Schanghai kam er um 1942 zu mir und sagte: Maass, ich habe es eingesehen, wenn den Menschen noch geholfen werden kann, dann nur auf dem Weg zum Christentum. Ich will mich künftig ganz dafür einsetzen. Er hat tieferschürfende Artikel für unser Gemeindeblatt geschrieben, hat Vorträge, später auch Predigten gehalten. Ludwig Stumpf war immer von einer Leidenschaft für Arme und Leidende umgetrieben. Sein Weg führte ihn nach dem Krieg nach Hongkong; er wurde von amerikanischen Lutheranern zum Pastor ordiniert und hat aus dem Nichts ein Hilfswerk aufgebaut [Hong Kong Christian Aid To Refugees], durch das jetzt 100.000 Menschen betreut werden.“ (Aus „Von Jerusalem nach Schanghai“ (1987), S. 120f, StuDeO-Archiv *0039 und 0017)

² Eduard Röhreke (1940-2014), geboren in Shanghai, Sohn von Ernst Röhreke (1881-1943) und Elisabeth geb. Korff, Großonkel des StuDeO-Vorsitzenden Alexander Röhreke.

Auch später auf einem Schultreffen der KWS brachte er alle durch seine Geschichten so zum Lachen, daß das Schultreffen doppelt so schön wurde. Außerdem finde ich die Dankbarkeit der Familie gegenüber ihren Mitarbeitern lobens- und bewundernswert. Hermann Höne hat seinen Erfolg nicht nur sich selbst zugeschrieben, sondern er hat mehr-

mals betont, daß seine Sammlung nur durch Hilfe von anderen zustande gekommen ist. Solches Benehmen kommt heute selten vor und paßt zu dem chinesischen Sprichwort: „Wenn du das Brunnenwasser trinkst, vergiß nicht diejenigen, die den Brunnen ausgehoben haben.“ Großartig!!

Anne-Marie Chow

Besonders interessierte mich natürlich wieder die Geschichte von Erika Seele. Ich war ja am Anfang unserer Internierung in Taroetoeng und dann im gleichen Lager Raja wie sie. Ich kann mich allerdings nicht an die Insassen erinnern, die 1941 nach Japan gereist sind (ich war ja erst fünf Jahre alt), finde es aber ganz großartig, nun, so viele Jahre

später, etwas über das Schicksal dieser Leute zu erfahren.

Auch das Leben der Deutschen in China und Japan von damals ist ja wirklich bemerkenswert, ich hatte gar nicht gewußt, daß das Deutschtum in Ostasien so ausgebreitet war. Hier in Kanada liest man ja nur über das englische Wirken in dem Erdteil.

Helmut Hausknost

Obwohl ich mich ja mit Raden Saleh ziemlich auskenne, fand ich die Titelgeschichte „Raden Saleh – ein Mittler zwischen Orient und Okzident“ außerordentlich lesenswert und ausgewogen. Wir neigen in Maxen manchmal dazu, Salehs Künstlerleben zu vereinnahmen. Aber Maxen und die Serres waren eben nur ein Teil seines Lebens in Deutschland.

Jutta Tronicke

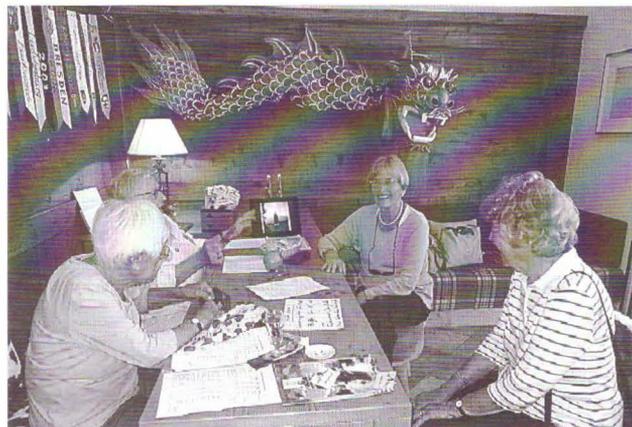
litztales am Rand einer Hochebene, mit weitem Blick auf das Tal, und ist nur zu Fuß zu erreichen, von Maxen aus in 1,6 km über den Winzerweg.

Der 1848 erbaute Gartenpavillon (Grundfläche 5x5 qm) zeugt von der Freundschaft zwischen den Rittergutsbesitzern und Kunstmäzenen Friedrich Anton und Friederike Serre und dem javanischen Maler Raden Saleh. Durch Enteignung des Rittergutes kam der Pavillon 1946 in den Besitz eines Neubauern und verfiel ungenutzt, bis spätere Privatbesitzer ihn retteten. Die jetzigen Besitzer, Jutta Tronicke und ihr Mann, restaurierten den Pavillon nach historischen Gesichtspunkten wunderschön (Führungen nur an den Sonntagnachmittagen).

Anm. Renate Jährling: Im Mai besuchten ***
_____ und ich das Künstlerdorf Maxen bei Dresden, um das „Blaue Häusel“ in Augenschein zu nehmen (Abb. S. 51). Es steht oberhalb des Müg-

Allerlei

Der Drache ist los! Über das KWS-Treffen vom 21.-24. Juli 2016



Die KWS-Rezeption im Hotel, bewacht vom Drachen.
V.l.n.r.: Elsa Schulz-Wegener, Ute Leubner-Wilpert,
Helga Fwrtak-Biedermann, Marita Beck-Hauer

Foto: Martin Schulz

Wieder einmal war der chinesische Drache los, d.h. er war dieses Mal in Grainau! Glück hat er uns gebracht – wie es auch seine Aufgabe ist. Denn, um es vorwegzunehmen – das Treffen der Kaiser-Wilhelm-Schule Shanghai war mal wieder ein voller Erfolg. Rund dreißig KWS'ler stellten sich ein, ergänzt durch Angehörige, Interessierte und willkommene Neulinge auf über sechzig Teilnehmer – die nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus den Niederlanden, Australien und Kanada ange-reist waren. Die Teilnehmerzahl hatte sich zwar gegenüber dem letzten Mal in Köln reduziert; aber es geht ja bekanntlich nicht um Quantität, sondern um Qualität. Alle Teilnehmer sind auf dem Gruppenfoto zu sehen (Abb. S. 51).

Die Region war perfekt ausgesucht. Grainau ist traumhaft schön, der höchste Berg Deutschlands lag vor uns und auch das Hotel (Sentido Hammersbach) erfüllte unsere Wünsche, von der Un-

terkunft über das Spa bis hin zum Essen. Selbst Petrus hatte ein Einsehen mit uns: Immer wenn es nötig war, schien die Sonne und sonst regnete es auch schon mal – wie es halt so in den Bergen üblich ist. Die perfekte Organisation des Orgateams sowie die tolle Gestaltung der Unterlagen begeisterten alle Beteiligten! Erwähnt seien die Highlights: Besuch des Klosters Benediktbeuern und die Fahrt auf dem Tegernsee einschließlich der Hin- und Rückfahrt durchs schöne Bayernland.

Es ist kaum zu glauben, daß es immer wieder so viel Neues zu erzählen und diskutieren gibt: von alten KWS-Geschichten bis hin zu aktuellen Geschehnissen in der Welt (auch wenn diese nicht immer nur erbaulich sind! Das wurde uns beim chinesischen Essen sehr deutlich, das am 22. Juli 2016, dem Abend des Attentats am Olympiainkaufszentrum in München, stattfand).

Es war schön zu sehen, daß sich alle untereinander gut verstanden und das Wiedersehen nach zwei Jahren genossen. Die ganze Veranstaltung verlief sehr positiv und die Begegnungen waren von Freude und Herrlichkeit geprägt, es kam zu neuen Begegnungen unter den Teilnehmern und Freundschaften wurden geschlossen. Die Seelenverwandtschaft aller war beeindruckend und einmalig und das alles noch in dieser schönen Gegend: einfach ein Geschenk! Alle waren sich einig, daß die KWS-Treffen für alle Teilnehmer sehr wertvoll sind und weitergeführt werden sollten.

Nach dem kleinen Wallah-Wallah am Donnerstag folgte das große Wallah-Wallah am Samstag und am Sonntag dann der große Abschied. Berührend waren die Abschieds- und Dankesreden, klang doch Wehmut heraus und das Wissen darum, daß das Wiedersehen für einige Teilnehmer schwierig sein wird. Zum Schluß nochmal ein ganz großes Dankeschön an ~~alle~~ Personen, insbesondere an Elisa Schulz und ~~_____~~, die dieses Treffen durch ihren Einsatz erst möglich gemacht haben! Hoffen wir, daß dieses Treffen sich in zwei Jahren wiederholen läßt! Es gibt erste ganz kleine Hoffnungsschimmer..... Warten wir es ab. Alle Teilnehmer wünschen sich das sehr.

Helmut S. Siemssen

„Zwischen den Welten: Deutsche in China – Chinesen in Deutschland“, unter diesem Motto stand die diesjährige Studententagung der Deutschen Ostasienmission (DOAM), die vom 3. bis 5. Oktober bei Mission EineWelt in Neuendettelsau stattfand. In Vorträgen, Workshops und Gesprächen er-

fuhren die etwa 60 Teilnehmer viel vom Leben „dazwischen“ – aus ganz unterschiedlichen Perspektiven: Eine junge Freiwillige nach ihrem sozialen Jahr in Gansu, ein VW-Manager, eine Personalberaterin, ein chinesischer Religionslehrer in Brandenburg, chinesische und deutsche Pastoren und Pastorinnen, die Direktorin des Konfuzius-Instituts Nürnberg-Erlangen..., sie alle gewährten spannende Einblicke in ihre Erfahrungen und Gedanken. An der Organisation der Tagung war ein ganzes Netzwerk beteiligt: Neben DOAM und Mission EineWelt auch die Evangelische Mission in Solidarität e.V. Stuttgart (EMS), die China Info-Stelle Hamburg und als Mitinitiator, Referent und Moderator Dekan Dr. Karl-Heinz Schell, Gründer und Vorstand des Vereins China Brücke Deutschland (CBD) und neues Vorstandsmitglied bei StuDeO.



Martina Bölek (links) und Hilke Veth beim Vortrag

StuDeO war auch sonst aktiv beteiligt: Die beiden Mitglieder Hilke Veth (Vorstand) und Martina Bölek hielten am ersten Abend den Vortrag „Kaufleute, Missionare, Soldaten ... Deutsche in China bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts“ und Anita Günther (Fotoarchiv) und

Renate Jährling (Vorstand) erzählten in vertiefenden Workshops von ihrer persönlichen Familiengeschichte als Deutsche, die in China geboren sind. Insgesamt eine sehr interessante, anregende Tagung, die teilweise auf der Website der DOAM zum Nachlesen dokumentiert ist:

<http://www.doam.org/index.php/projekte/veranstaltungen/studententagungen/2016-neuendettelsau-china/>

Ausstellung: Begegnungen hinter Stacheldraht. Deutsche Kriegsgefangene im Lager Bandō in Japan 1917-1920. Hundert Jahre nach der Eröffnung des größten japanischen Lagers für „Tsingtaukämpfer“ (1914-1920) findet im Museum Lüneburg eine Ausstellung vom 27. April 2017 bis 23. Juli 2017 statt: Museum Lüneburg, Willy-Brandt-Straße 1, 21335 Lüneburg, Tel. 04131-72065-80, www.museumlueneburg.de).

Der Flyer teilt dazu mit:

Berühmt wurde es durch die Erstaufführung von Beethovens Neunter in Japan: das Kriegsgefangenenlager Bandō, gelegen in Lüneburgs Partnerstadt Naruto. Rund 1.000 deutsche Soldaten waren hier im Ersten Weltkrieg interniert. Unter der liberalen Lagerleitung entwickelte sich ein vielseitiges kul-

turelles Leben. Anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Partnerschaft zwischen der Präfektur Tokushima und dem Land Niedersachsen widmet sich das Museum Lüneburg nun diesem fast vergessenen Kapitel deutsch-japanischer Geschichte. Die Ausstellung spannt einen Bogen von den Expansi-

onsbestrebungen des Deutschen Reiches im Zeitalter des Imperialismus über die Gefangennahme deutscher Soldaten in Tsingtau bis hin zum Lageralltag in Bandō und folgt den Spuren, die die „Begegnungen“ hinter Stacheldraht bis heute hinterlassen haben.

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen vier neue Mitglieder (insgesamt 413 Mitglieder):

Frau Zhong Bao (Shanghai geboren, Hamburg)

Marisa und Uwe Dührkopp (Shanghai 1944-1946)

Torsten Warner (Shanghai, Qingdao 1990-1992)

◆ Neuer Vorstand gewählt

Auf der Mitgliederversammlung am 24. September 2016 in Oberursel wurde turnusgemäß ein neuer Vorstand gewählt. Namen, Adressen und Zuständigkeiten der jetzigen Vorstandsmitglieder befinden sich, wie gewohnt, auf Seite 2.

Henning Blombach, der aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr kandidiert hat, wurde herzlich gedankt, ebenfalls Elke Meller, die als Schatzmeisterin zurücktrat, aber als Besitzerin für Sonderaufgaben weiterhin dem Vorstand angehören wird. Helmut-Max Weiß tritt ihre Nachfolge als Schatzmeister an. Ein neues Vorstandsmitglied ist auch Dekan Dr. Karl-Heinz Schell, der in seiner Eigenschaft als Pastor der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache (EGDS) Peking und als Vorsitzender des Vereins „China Brücke Deutschland (CBD)“ in unseren Vereinsheften einige Male schon Erwähnung fand. Seine Aufgabe bei StuDeO wird der Aufbau und die Pflege eines Kontaktnetzes mit gleichartigen Vereinen und Instituten sein, und ggf. die Zusammenarbeit, z.B. in gemeinsamen Veranstaltungen.

Der Vorstandsvorsitzende Dr. Alexander Röhreke hat das Amt des Internetadministrators übernommen, mit der Aufgabe, die StuDeO-Homepage neu zu gestalten und zu pflegen (s. S. 49). Renate Jährling wird zusätzlich zu ihren Aufgaben im Archiv die Redaktion leiten, die sie nach dem Tod von Ernst-Dietrich Eckhardt bereits zwei Jahre kommissarisch innehatte. An den Zuständigkeiten der wiedergewählten Vorstandsmitglieder Hilke Veth, Freya Eckhardt, Dr. Ursula Fassnacht und Dr. Siems Siemssen hat sich nichts geändert.

◆ Kurzportraits der neuen Vorstandsmitglieder

Karl-Heinz Schell – Ich wurde 1960 in Marienberg im Westerwald geboren. Von 1977 bis 1985 studierte ich Ev. Theologie an der Kirchlichen

Hochschule Bethel, am Austin Presbyterian Theological Seminary (in Texas, USA) und an der Ruprecht Karls Universität Heidelberg, wo ich 1985 den Mag.theol. erlangte.



*Karl-Heinz Schell
Netzwerkarbeit für StuDeO*

1985 gastierte ich als Referent zum Themenfeld „Frieden und Abrüstung in Europa“ und als Vakanzpastor in Orlando, Florida, USA. Nach zwei Jahren als Vikar in Michelstadt im Odenwald verbrachte ich ein Forschungssemester am United Theological College in Bangalore (Südindien) und schloß ein Japanischstudium am Asahi Culture Center in Tokyo an.

1989-1990 arbeitete ich für die Evang. Kirche in Deutschland (EKD) als Pastor der Ev. Gemeinde Deutscher Sprache Tokyo-Yokohama. In Japan verbrachte ich später (2002) noch ein Forschungssemester am Institute for the Study of Japanese Religions in Kyoto.

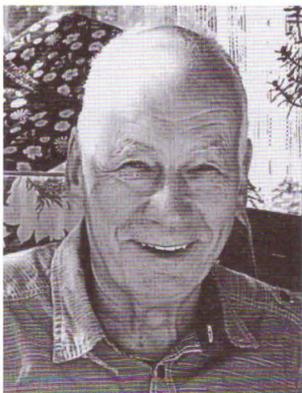
1990-1997 war ich bei der Ev. Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Lampertheim, Südhessen, und arbeitete berufsbegleitend an meiner Promotion. Den Dr. theol. erwarb ich 1993.¹ Von 1997 bis 2007 war ich Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Dreifelden im Westerwald und dort gleichzeitig, 1999-2005, Dekan des Ev. Dekanats Selters.

Von August 2008 bis Februar 2015 wirkte ich als Auslandspfarrer der EKD für den Bezirk Nordchina der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache (EGDS) Peking. Es waren äußerst erfüllte Jahre. Nach einer Studien- und Projektzeit (z.B. Guß der Glocke für Peking) war ich als Vakanzpfarrer in Groß-Gerau (Dornheim) tätig. Seit 1. April 2016 bin ich Dekan des Evangelischen Dekanats Odenwald (EKHN) mit Amtssitz in Michelstadt.

¹ Dissertation: Kagawa Toyohiko (1888-1960) – Sein soziales und politisches Wirken: München: iudicium-Verlag 1994.

Helmut-Max Weiß – Ich wurde 1942 in Peking als erster Sohn des damaligen Leiters der Deutschen Schule Peking, Dr. Gottfried Weiß, geboren (vgl. StuDeO-INFO Juni 2015, S. 15-21). 1944 folgte mein Bruder Wolfgang. Leider wurden wir schon 1946 von den Amerikanern nach Deutschland repatriert.

Mein Vater hat sich in den Nachkriegsjahren mit Lichtbildervorträgen über seinen Aufenthalt in China über Wasser gehalten, bis er wieder als Lehrer an der Oberrealschule in Kulmbach, Oberfranken, angestellt wurde.



Helmut-Max Weiß
StuDeO-Schatzmeister

Nach vier Jahren in Brüssel, wo mein Bruder Erwin zur Welt kam, zogen wir 1957 nach München. Dort habe ich nach der Schule an der TH München Maschinenbau studiert und 1968 als Dipl. Ing. masch. mit der Zusatzausbildung Luft- und Raumfahrt abgeschlossen. In den ersten drei Jahren nach dem Diplom

habe ich bei der Firma Vereinigte Flugtechnische Werke - Fokker (VFW-Fokker) als Entwicklungsingenieur gearbeitet, später habe ich mich beim damaligen TÜV Bayern e.V. zum amtlich anerkannten Sachverständigen ausbilden lassen und diese Tätigkeit fast zwanzig Jahre ausgeübt. In dieser Zeit durfte ich viele Auslandsreisen durchführen, unter anderen eine Reise nach Muroran auf Hokkaido, wo ich drei Monate im Stahlwerk Japan Steel als Bauüberwacher tätig war – dort wurden die meisten Reaktordruckbehälter für die deutschen Kernkraftwerke gebaut.

1991 habe ich innerhalb des TÜV Bayern e.V. zur (heutigen) TÜV Management Service GmbH gewechselt und wurde Auditor für Qualitätsmanagement-Systeme. Diese Tätigkeit übe ich nach meiner Verrentung im Jahr 2007 als freier Mitarbeiter immer noch gelegentlich aus.

Seit 1971 bin ich verheiratet. Agnes und ich haben zwei Söhne. Christian ist heute Oberbaurat in München und mit einer Japanerin verheiratet, Michael wurde Arzt in Kiel.

◆ Der neue Internetauftritt des Vereins

Die neue StuDeO-Homepage ist unter zwei Internetadressen abrufbar: www.studeo-info.de und www.studeo-ostasiendeutsche.de. Die Homepage dient der Selbstdarstellung des Vereins und seines Tätigkeitsfeldes, der Sammlung und Verbreitung von Informationen über das Leben der Deutschen in Ostasien. Hierzu wurden folgende Seiten geschaffen: in „Über uns“ Informationen über Aufgaben und Ziele des Vereins, seiner Leistungen und zum Vorstand sowie zum ideellen Rahmen, in dem diese ehrenamtliche Tätigkeit verankert ist. Im Bereich „Veröffentlichungen“ finden Sie u.a. die StuDeO-INFO-Inhaltsangaben und zukünftig auch die Hefte selbst, sobald die rechtlichen Voraussetzungen vorliegen. Der Bereich „Deutsche in Ostasien“ vermittelt einen geschichtlichen Abriss und enthält Kurzbiographien zu Einzelpersonen und Institutionen. Im Bereich „Archiv“ finden Sie die Kataloge zu den Archivalien und zur Fotothek. Mitglieder erhalten über eine Registrierung Zugang zu einem geschützten, internen Bereich (der Zugang zum Mitgliederbereich befindet sich in der Homepage neben „Impressum“). Dort können Sie sich u.a. über Vorstandsprotokolle, Finanzen, Mitgliederversammlungen und Dokumente zum Rechtsstatus des Vereins informieren.

Alexander Röhreke, Internetadministrator

Liebe Freunde und Mitglieder des StuDeO

Wir sind ein Verein, der sich mit dem Kostbarsten beschäftigt, das uns Menschen gegeben ist, Zeit und das bewußte Erkennen unserer Existenz in der Zeit. Ohne die Zeit wären wir zur Existenz eines Steins verurteilt: ewig, aber unbeweglich.

In Momenten der Vergänglichkeit, wo wir das verlieren, was wir geliebt, in Momenten der Schönheit, wo wir wiederzugeben versuchen, was nicht gelingt, in Momenten der Verzweiflung, wo wir erleben, das uns Grenzen gesetzt sind, in Momenten des Glücks, wo uns ein flüchtiger Hauch streift, den wir nicht festhalten können, erleben wir die Macht des unerbittlichen Voranschreitens, im All-

tag kaum wahrnehmbar, aber doch wie ein stetes Donnern, das den Sturm ankündigt. Heraklit beschrieb das Verhältnis von Mensch und Zeit treffend: ‚Wir steigen in denselben Fluß und doch nicht in denselben‘.

Heraklits πάντα ῥεῖ beschreibt aber nicht den Fluch stetigen Wandels, sondern den Segen des Standpunktes, den wir nur dann erfahren, wenn wir in den Fluß treten. Ohne das Verrinnen der Zeit wären wir keines Standpunktes gewiß. „Alles fließt“ meint nicht die Relativierung des Augenblicks, sondern die Verneinung der Beliebigkeit, weil nur dadurch, daß wir in den Fluß der Zeit treten, wir

überhaupt einen Standpunkt beziehen, von wo aus wir Erkenntnis gewinnen und Veränderung wahrnehmen können. Nichts anderes tun wir – auf einer sehr praktischen Ebene – in unserem Verein, wenn wir die vielen Standpunkte und Momentaufnahmen deutschen Lebens in Ostasien durch unsere Arbeit aus dem amorphen Fluß der Zeit herauslösen, indem wir Zugänge zu diesen Leben schaffen, sie gleichsam zu neuem Leben in einem anderen Fluß erwecken.

Auf diese Weise verrinnen Erinnerungen nicht, sie wandeln sich nur. Ewigkeit ist kein Versprechen, sondern sie wird zur Gewißheit, solange es Menschen gibt, denen Zugang zu Erinnerungen ge-

währt ist. Das ist unsere Botschaft: die vielen Existenzen aus der Zeit deutschen Lebens in Ostasien in der Strömung des heraklitischen Flusses sichtbar werden zu lassen.

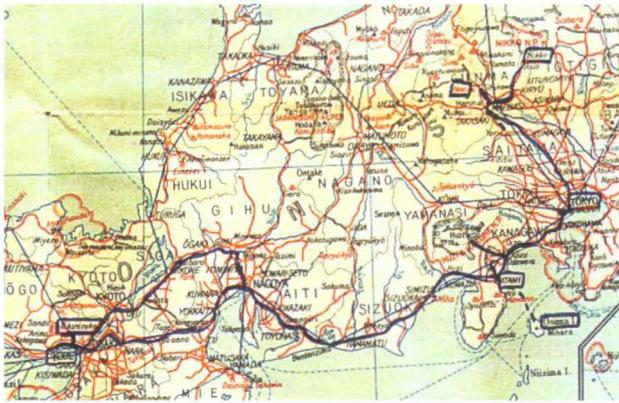
In diesem Sinne wünsche ich allen Mitgliedern des StuDeO, Spendern und Freunden deutschen Lebens in Ostasien ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr im Zeichen des Feuer-Hahns.

Herzlichst bin ich Ihr

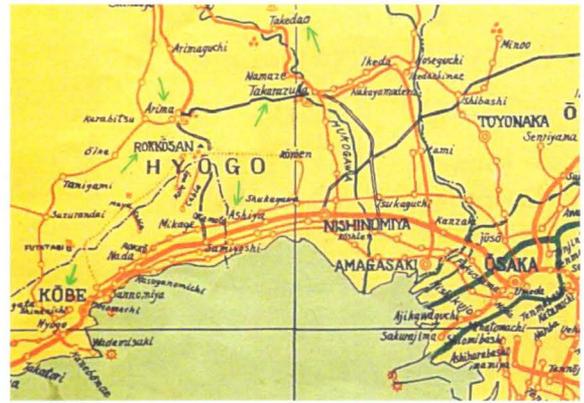


Inhalt

Basisinformation zu StuDeO	2
Editorial	3
Verstorbene Mitglieder und Freunde	4
Geburtstagsgratulationen	5
Renate Jährling: Mein Großvater Rudolf Sterz (1878-1950) – ein deutscher Mandarin. 1. Teil: Von 1898 bis 1920: Tsingtausoldat und Chinesischer Polizeiinspektor	6
Ursula Grunec geb. Schmid: Meine Familie in Japan	12
Hans Grunec: Meine Familie auf Java. 1. Teil: Von der Auswanderung bis zur Internierung	16
Erika Seele: Erinnerungen an Niederländisch-Indien und Japan 3. Teil (Schluß): Japan im Krieg und danach, Repatriierung August 1947	22
Hermann Höne: Repatriierung aus Shanghai 1946 und die ersten Eindrücke im kriegszerstörten Deutschland	28
Hellmut Klicker: Geschätzt, geehrt und schikaniert. Friedrich Jacob (Fritz) Klicker – Bergbauingenieur in China (1907 bis 1952). 2. Teil (Schluß)	31
Martina Bölc: „Chinesisch ist die leichteste Sprache ...“. Ein kleiner Überblick über die Bemühungen, sich diese Sprache anzueignen	35
Torsten Warner: Besprechung der Publikation von Inge Scheidl Rolf Geyling (1884-1952). Der Architekt zwischen Kriegen und Kontinenten	39
Buchempfehlungen	42
– Headley Heinemann, Hannelore: Blond China Doll: A Shanghai Interlude 1939-1953	
– Hornfeck, Susanne: Mulan. Verliebt in Shanghai	
– Smend, Rudolf & Harper, Donald: Batik. Traditional Textiles of Indonesia	
Neuerscheinungen	44
Vermischtes: Leserbriefe – Allerlei	45
Vereinsnachrichten	48
Grußadresse des Vorsitzenden	49



Die Odyssee der Familie Seele in Japan 1941-1947:
Nikko, Ikaio, Tokyo, Atami, Osima, Kobe und Hinterland



Hinterland von Kobe: Familie Seele 1944-1947 in
Takedao, Takarazuka, Rokkōsan (zu S. 22-27)
Quelle: StuDeO-Archiv *1697



Sitzend von rechts nach links: Elsa Schulz, Irmgard Weber, Emanuela Mousley, Dorothea Wittmann,
Lalla Griffith, Ragna Meissner, Helga Schumann, Andrea Heinrichsöhn. Hinter ihr stehend: Ute Leubner
Foto: Jo Jontetz, GAPA-TV-Videoportal, Garmisch-Partenkirchen



Zu Buch „Batik“ S. 43: S. 50



Das „Blaue Häusl“ in Maxen, links: Jutta Tronicke
(zu S. 46)

StuDeO Ostasien-Runden Hamburg 2017

Sonnabend, 1. April
Sonnabend, 21. Oktober
um 12.00 Uhr im

Restaurant „Ni Hao“

Anmeldung jeweils bis spätestens
eine Woche vorher bei:

Gisela Meyer-Schmelzer



*Sarong „Oey Soe Tjoen. Kedoengwoeni“
(Ausschnitt), Java 1930er Jahre
Zu Buch „Batik“ S. 43: S. 52*

StuDeO-Runden München 2017

Samstag, 8. April
Samstag, 11. November
um 12 Uhr im

Restaurant „Mandarin“

Anmeldung bitte richten an:

Marianne Jährling

Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe liegt der Tegernsee und hinter der Grenze zu Österreich der Achensee.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht (Adresse S. 2).



Blick vom Garten auf das Haus



Auf dem Weg nach Kreuth